D/12
1318

20

Coburger
Landes-
Bücherei

V. Kininger del. Cl. Kohl sc. Viennæ 1797.

# Bagatellen

## romantischen Inhalts.

Wien,

bei Carl Schaumburg und Comp.

1797.

HERZOGL. S. C. BIBLIOTHEK
COBURG

# Vorerinnerung.

Gegenwärtige Sammlung enthält größtentheils noch ungedruckte Originalgeschichten und Erzählungen. Ich habe in keiner Rücksicht einen Eingriff in fremdes Eigenthum gethan. Lieber mögen meine Kleinen hier nackt erscheinen, als mit fremden Federn prangen.

Ich habe mit Bedacht verschiedene Gegenstände, und unter diesen auch einige Liebeshistörchen gewählt, um für Jedermann so gut wie möglich zu sorgen. Bin ich so glücklich, einigen Beifall zu finden, so folgt diesem Bändchen bald ein zweites.

Der Verfasser.

# Zwo Ehestandsgeschichten.

— — — — — —

— — — — — —

Um den heiligen Ehestand ist es doch wahrlich ein wunderliches Ding — Rabener sagt: alle Ehen werden im Himmel geschlossen, ich wundere mich also destomehr, daß oft so tolles Zeug heraus kömmt. Der eine heurathet wegen des Geldes, und handelt um sein Mädchen wie um eine Kaufmannswaare; der Andere heurathet, weil er ein Weib zu seiner Wirthschaft braucht, die seiner auch allenfals in Krankheit oder im Alter pflege; der Dritte, weil er einen rechtmäßigen Erben wünscht oder ihn wünschen muß, damit demselben seine Güter, und sein Vermögen zu Theil werde. Der Vierte heurathet,

weil er ein Weib für sich allein haben will, der Narr bedenkt aber nicht, daß sie auch anderen Männern, und andere Männer i h r besser, als er gefallen können. Die meisten Mädchen heurathen, blos um versorgt zu werden, und mit Ehren unter die Haube zu kommen; denn um einen Mann ist es doch eine gute Sache, ein Weib kann, und darf vieles thun, was einem Mädchen nicht zustehet. Hat das Weib gleich ein halb Dutzend Liebhaber auf der Seite, alle auf einmahl, oder einen nach dem anderen, wie es kömmt, so hat sie ihren Mann zum Deckmantel; wenn dieser zufrieden ist, darf Niemand etwas sagen — mit dem Mann werden die Weiber bald fertig, er muß den Liebhaber noch selbst ins Haus einführen, und gemeiniglich hat man seinen Schwager am liebsten. Gehet es auf diese Weise nicht, und ist der Mann eifersüchtig, so schlägt man einen anderen Weg ein; das dümmste Weib, wenn sie eine ihrer Leidenschaften befriedigen will, weiß tausend Mittel, ihren Mann zu betrügen. In diesem Punkt übertreffen die Weiber uns Männer weit an Feinheit. Ich wollte jedem

Weib

Weib einen Hausfreund, und wenn sie seiner satt ist, auch einen anderen erlauben; denn es giebt doch Umstände, wo die Weiber zu entschuldigen sind, nur sollen sie nicht mehrere auf einmahl haben, und ihre Liebhaber nicht wie die Kleider wechseln; wollen, oder können sie keine Vestalinnen seyn, so sollen sie doch keine Messalinnen werden, denn, wenn es ein Weib gar zu bunt macht, und sich Jedem preis giebt, so muß ihr Mann entweder ein Dummkopf, oder ein Schurke seyn, wenn er ganz gelassen dabey seyn kann.

Viele heurathen zwar auch blos aus Liebe, ohne andere Nebenabsichten; Ich selbst habe einmahl aus bloßer Liebe geheurathet, und mich auch aus bloßer Liebe unglücklich gemacht. Es war ein schönes, reizendes Mädchen, mit einer edlen Seele, und guter Denkungsart, ganz Natur, ohn' aller Falschheit, und Verstellung; ich habe sie nach meinem Willen gezogen, und in ihr den Grund zu unserer künftigen Glückseligkeit geleget, aber sie war arm, und von bürgerlicher Herkunft, und ich vom Adel; meine Familie enterbte mich — Wir liebten uns

beide zärtlich; ich fand aber, daß man sich von der Liebe allein nicht satt essen könne, wir waren beide unglücklich. Die Noth drückte uns, Kummer und Sorge wegen der Nahrung zerstörte ihre ohnehin schwache Gesundheit — sie ward krank — und starb im achten Jahre unserer Verehligung, in der Blüthe ihres Alters. Ich blieb zehn Jahre Wittwer, im Eilften wollten mich meine guten Freunde an ein reiches Weib verheurathen, um meine zerrütteten Finanzen in Ordnung zu bringen. Es kamen fünf Mädchen fast zu gleicher Zeit in Vorschlag, alle hatten ziemlich Geld. Die ersten waren zwo Schwestern von einer guten altgräflichen Familie, diese wollten, weil ich ein Ausländer bin, ich sollte meinen Stammbaum aushängen, um zu sehen, ob sich meine Ahnen mit den Ihrigen an ächtem alten Adel messen könnten — ich hätte die guten Kinder gerne fragen mögen: wisset Ihr auch gewiß, daß eure Groß- oder Urgroßmutter immer auf der geraden Straße geblieben ist, und sich nicht durch einen Seitenweg einen Erben verschaffet hat, der in den Stammbaum mit seinem wahren Namen nicht ein-

gesetzt werden darf. — Dies närrische Verlangen verdroß mich, und wir sahen uns gar nicht. Die Dritte verlangte, ich sollt' ihr vorher ein halbes Jahr zur Probe den Aufwärter machen. Diese Bedingniß gefiel mir auch nicht, und die Sache hatte ebenfalls gleich wieder ein Ende.

Der Vierten hatte ich, wie ich glaube, nicht das Glück zu gefallen, auch sie machte keinen guten Eindruck auf mich; denn ich entdeckte gleich beym ersten Anblick in ihrer Miene ein gewisses etwas, das mich mit Grunde befürchten ließ, Sanftmuth möge eben nicht ihre vorzüglichste Tugend seyn. Sie hatte einen Oheim, ein kurzes dickes Männchen vom geistlichen Fache, von dem sie abhieng, und nach seinem Tode eine beträchtliche Erbschaft zu hoffen hatte. Dieser hegte, wie die meisten Reichen, den falschen Grundsatz, daß nur das Geld glücklich mache; um die übrigen Eigenschaften eines Mannes bekümmerte er sich nicht. Ich hatte kein Geld, und noch obendrein Schulden; ich konnte also kein Mann für seine Nichte seyn. Er sagte mir

wegen letzterer etwas, das mich verdroß, und ich rieth ihm, seine Nichte selbst zu heurathen.

Die Fünfte und Letzte schien mir noch die beste und sanftmüthigste von allen zu seyn, ich hätte auch bei ihr einen großen Vortheil gehabt: Erstens war sie klein, und konnte mir nicht so leicht in die Haare fallen; zweytens war sie krumm, ich konnte ihr eher entlaufen, wenn sie mir den Wolfszahn wies; zum Ueberfluß hatte sie noch einen ziemlichen Höcker, aber ich heurathete nicht aus Liebe, und hielt mich darüber nicht auf, sondern dachte, wenn nur ihr Herz, und ihr moralischer Karakter gerade ist, so kann man ihren schiefen Körperbau, und die Ungleichheit am Rücken schon gewöhnen; nur wünscht' ich immer, daß die Heurath bald zu Stande käme, damit ich keine Zeit zum Nachdenken über die Thorheit, die ich im Begriff zu begehen war, hatte.

Die Sache wurde eifrig betrieben, es wurden fleißig Liebesbriefe gewechselt, und ich war der erklärte Liebhaber, und Bräutigam; nur ein kleiner Umstand ergab sich, der aber in der Hauptsache

nichts

nichts änderte. Die Mutter meiner Geliebten, und ihr ganzer Anhang waren gegen diese Heurath, sie konnten solche aber nicht verhindern, weil die Tochter schon großjährig war. Um mich keinen Unannehmlichkeiten auszusetzen, gieng ich gar nicht ins Haus, sondern es wurden nächtliche Zusammenkünfte von uns verabredet, bey denen jedoch die strengste Sittsamkeit beobachtet wurde, ich wenigstens hatte keine Versuchung, die Gränzen derselben zu überschreiten. Um den Roman vollkommen zu spielen, mußt' ich oft Stundenlang vor dem Haus meiner Schönen warten, wie ein zweyter Donquischott in Regen, und Sturmwetter, bis es ihr gefällig war, ihren schmachtenden Liebhaber mit ihrer theuren Gegenwart auf einige Augenblicke zu beglücken. Dieser Roman dauerte durch vier Monate; endlich wurd' ich's überdrüßig, und drang in meine Braut, der Geschichte bald ein Ende zu machen. Es war schon an dem, daß wir in der Kirche hätten sollen öffentlich aufgeboten werden, als die Mutter meiner Braut ohne mein Wissen das Aufgebot einstellte, und ihrer Tochter einen gar herzbrechenden

Brief

Brief an mich in Gesellschaft einer anderen hochgelehrten Frau in die Feder angab, in dem sie mir ankündigte, daß die Heurath noch wenigstens auf drey Monate verschoben werden müsse, und daß sie inzwischen mit ihrer Freundinn auf das Land reisen würde. Diese Freundin soll, wie die böse Welt saget, mit diesem Hause wegen einer sehr genauen Bekanntschaft ihres jetzigen Mannes mit meiner vermeinten Schwiegermutter in einem engen Verhältniß stehen. Ich beantwortete diesen dummen Brief gar nicht, sondern ließ meiner Nimphe eine glückliche Reise auf Nimmersehen wünschen, weil ich keine Lust mehr hatte, den Roman länger fortzuspielen. Auf diese Weise nahm diese Heurathsgeschichte auf einmahl ein Ende, und ich bin noch zu rechter Zeit dem Ehestandsjoche entschlüpft, habe auch keine Lust mehr, mich sobald wieder in dasselbe einspannen zu lassen; denn ich kann mir einmahl nicht helfen — die Mädchen kommen mir vor, wie unsere jetzigen Romanen; die meisten hängen einen schönen Titel zum Schild aus, um Käufer für ihre Waare her-

ben

bey zu locken. Der Käufer kömmt, der Titel gefällt, er schließt daraus auf den innerlichen Werth des Buches, kauft es, lieset, und — schläft dabey ein. Er findet zu seinem größten Aerger, daß er betrogen ist, wirft es in einen Winkel, aus dem es nicht mehr hervorkömmt, außer man braucht es, um Käse einzuwickeln, oder Fidibus zu machen.

Gerade so gehet es oft mit den Mädchen — man siehet ein schönes reizendes Kind — man macht mit ihr Bekanntschaft, wird verliebt in sie, denn sie ist ein Engel — hat alle Tugenden, und keine Fehler; man verheurathet sich — es gehen kaum sechs Wochen vorüber, so findet man, daß man statt eines Engels — — einen Satan habe, der den armen Mann zu Tode quält. Wenn es auch nicht so arg ist; so bleibt doch immer das beste Weib — ein Weib, welches Launen hat, und diese ihrem Mann bey jeder Gelegenheit ziemlich fühlen läßt.

Werdet nicht böse auf mich, meine Schönen, weil ich euch kenne, und die Wahrheit sage; glau-

bet dessentwegen nicht, daß ich ein Weiberfeind sey, nein, ich liebe, ich verehre euch, ihr bezaubert mich durch eure Reitze, aber nur — auf Augenblikke; ich will auch eure Fesseln tragen, doch nur auf eine kurze Zeit — aber ich mag nicht mehr heurathen — Es sind so viele Dinge zu einer vollkommen glücklichen Ehe erforderlich, daß man sich gar nicht wundern darf, warum es so wenige glückliche Ehen giebt, und ich möchte die Zahl der unglücklichen nicht noch um eine vermehren.

Wenn ihr Geduld habet, meine Schönen, mich anzuhören, so will ich euch ein paar Ehestandsgeschichten erzählen. Die erste hat sich allererst vor einigen Jahren in England zugetragen; es ist in T = = Jemand, der die Hauptpersonen genau kennet.

Sie ist traurig, und dienet euch zur Beherzigung, damit ihr ein wenig vorsichtig in der Wahl eurer Liebhaber werdet, und sie nicht aus der Volkshefe holet; denn es giebt unter uns Männern einige, die einen schwachen Magen haben, und nicht alle Pillen verdauen können, die ihr ihnen zu schluk-

ken gebt. Die zweyte schreibt ein bewährtes Mittel vor, wie man Weiber kuriren kann, welche an den verderblichen Krankheiten, Eigensinn und Bosheit, leiden — probatum est.

Lord N. lebte einige Jahre glücklich mit seiner Gattin, er liebte sie zärtlich, kam jedem ihrer Wünsche zuvor, und ihr Wille war jederzeit der seinige; er vermied alles sorgfältig, was ihr nur die mindeste Unruhe oder Verdruß verursachen konnte, und bestrebte sich nach allen Kräften, ihr bey jeder Gelegenheit überzeugende Beweise seiner wahren Liebe und Freundschaft zu geben, und dennoch — wer sollt' es glauben? war Ladi ihm nicht getreu, sondern theilte, ich will eben nicht sagen, ihr Herz, doch wenigstens ihr Bett mit einem Bedienten des Lords, einem jungen starken, breitschulterigen Bengel, den die Natur vielleicht mit dem sinnlichen Werkzeug der Liebe freygebiger, als den Lord begabt haben mag, welcher sich aber sonst in keinem Stükke mit seinem Herrn, einem schönen, und in aller Rücksicht liebenswürdigen Mann, messen konnte; aber der Geschmack in der Liebe ist sowohl bey den

Weibern, als auch bey den Männern oft verschieden. Beide wählen manchesmahl ohne Rücksicht auf die Folgen, wenn sie nur ihre augenblickliche Wollust befriedigen können. Mancher Kutscher hat schon oft einen Erben in das fürstliche oder gräfliche Ehebett seines Herrn hineingeschwärzt, indessen dieser sich mit dem ipse feci überall prahlet. Mancher Mann läßt sein schönes Weib sitzen, und vertreibt sich die Zeit mit ihrem Kammermädchen, oder es wandelt ihn gar einmahl der Appetit zu einer schmutzigen Küchen- oder Stalldirne an. Die Kinder, so aus diesen Liebschaften erzeugt werden, haben verschiedene Schicksale, jene der Frau Fürstinn, oder Gräfinn von dem Kutscher, und seines gleichen sind glücklich, führen den Namen des Fürsten, oder Grafen, und werden für die rechtmäßigen Erben gehalten; weit trauriger hingegen ist das Loos der armen Kinder, welche von Großen mit Mädchen aus der niederen Volksklasse erzeugt werden; sie müssen ihr ganzes Leben hindurch im Staube kriechen, ihr vornehmer Vater bekümmert sich nicht weiter um ihr Schicksal, sobald er seine Wollust mit

der

der Mutter befriediget hat, höchstens fertiget er letztere mit einem Stück Geld ab. Wie viele Mädchen sind nicht schon auf diese Weise sammt ihren Kindern elende umgekommen, und fluchen dem Verführer, die, wenn sie ihn nicht gekannt hätten, gute Gattinnen geworden wären, und dem Staate nützliche Bürger, oder Bürgerinnen erzogen hätten. Wenn ihr vornehmen Wollüstlinge dabey gelassen seyn könnet, und euch euer Gewissen keinen Vorwurf machet; so seyd ihr ein Schandfleck der Menschheit, wenn ihr auch eine Krone traget. Wollt ihr eure Begierden stillen, und Kinder in die Welt setzen, so versorgt sie auch ehrlich sammt ihren Müttern, und kauft euer Vergnügen nicht zu theuer mit dem Unglück eurer Mitmenschen. Das Tollste ist noch, wenn Männer, die selbst im höchsten Grade ausschweifen, von ihren Gattinnen verlangen, daß sie ihnen treu bleiben sollen, und sie unaufhörlich mit Eifersucht quälen; diese Eifersucht entstehet aber bey ihnen nicht aus Liebe, sondern aus Eitelkeit, und ist wahre Tyranney; ein solcher Mann verdienet Hörner, und zwar aus dem natürlichen Rechte der Wiedervergeltung. Lord

Lord N. war ganz anders beschaffen, er war seiner Gattinn getreu, hatte kein Mißtrauen in sie, schränkte ihre Freyheit nicht im geringsten ein, und plagte sie nicht mit unnützer Eifersucht. Desto ungerechter handelte Ladi an ihm, und um so schmerzlicher mußte es dem Lord fallen, wenn ihm einmahl die Augen über ihr Betragen sollten geöffnet werden, und sie hätte leicht vorher sehen können, daß er eine fürchterliche Rache nehmen würde; aber Ueberlegung hat bey Verliebten nicht statt, sie folgen blind ihrer Leidenschaft, die alle Vernunft bey ihnen verdrängt, und sie endlich ins Verderben stürzet.

Der Lord war öfters in Geschäften, oder auf seinen Gütern ganze Monate abwesend. Diese Zeit brachte Ladi, so viel es möglich war, wenigstens die Nächte mit ihrem Liebhaber zu. Dieser schlich sich, wenn die Kammerfrauen die Ladi ausgekleidet hatten, durch eine verborgene Tapetenthüre, wozu er den Schlüssel hatte, in ihr Schlafgemach, von diesem zu ihr ins Bette, und tröstete sie über die Abwesenheit ihres Gattens, der nicht ahnete, daß

seine

seine Stelle im Ehebette auf eine Weise besetzt war, daß sie nicht Ursache hatte, sich hierüber zu beklagen.

Beide trieben ihr Wesen einige Zeit hindurch ganz ruhig; aber nicht jedes Geheimniß, besonders in der Liebe kann lange verschwiegen bleiben, es entfahren den Verliebten öfters in Gegenwart anderer Leute Blicke, oder Worte, die aufgefangen werden, zu Untersuchungen Anlaß geben, und am Ende wird alles verrathen; so gieng es auch diesen beiden Verliebten. Georg, ein alter Bedienter des Lords, merkte Unrath, er wollte Gewißheit haben, spührte beiden weiter nach, und ruhte nicht eher, bis er alles entdeckte, die verborgene Tapetenthür nicht ausgenommen, wovon er den Schlüssel zu bekommen wußte, und einen anderen nachmachen ließ. Georg war noch einer von jenen alten, einfältigen Leuten, die da glauben, das Weib müsse ihrem Mann getreu bleiben; er wollte sich auf die jetzige Sitte durchaus nicht verstehen, sondern hielt fest auf eheliche Pflicht und Treue. Er war seinem Herrn dem Lord mit Leib und Seele ergeben, und

in

in seinen, und seines Vaters Diensten grau geworden; der Lord liebte ihn besonders wegen seiner geprüften Treue, Anhänglichkeit an ihn, und Redlichkeit, er durfte auch ein Wort mehr reden, als die anderen; überhaupt war der Lord nicht wie so Viele, welche sich zu erniedrigen glaubten, wenn sie mit ihren Bedienten anders, als im gebietherischen Tone sprächen, die ihnen noch eine große Gnade zu erweisen glauben, wenn sie sie nicht mißhandeln. Sie bedenken nicht, daß Geburt und Reichthum ein bloßer Zufall sey, daß der wahre Adel nur in Seelengröße, Herzensgüte, und großen Tugenden bestehe, daß mancher Bedienter ein besseres Herz, mehr Verstand, und bessere Eigenschaften besitzet, als der Herr, dem er zu dienen, das Unglück hat. Wie oft wird nicht ein Mensch mit den edelsten Gesinnungen aus Noth, durch Unglücksfälle, ohne sein Verschulden, oder durch Verfolgung so weit gebracht, daß er sich seinen Lebensunterhalt durch niedrige Dienste erwerben muß, wenn er nicht verhungern will. Wie kränkend muß es nicht für ihn seyn, wenn

er

er seinen innerlichen Werth kennt, sich von seinem Herrn übel behandelt zu sehen, den er wegen seines schlechten Herzens verachten muß; aber es ist schon einmahl nicht anders in dieser besten Welt, der Schurke im gestickten Kleide mit Kreuz und Ordensband ist überall angesehen, der rechtschaffene, aber arme, Mann im abgetragenen Rock wird von niemand geachtet; er muß, wenn er so unglücklich ist, etwas suchen zu müssen, viele Stunden, die er besser anwenden könnte, im Vorzimmer der Großen zubringen, und sich von den neugierigen Bedienten begaffen lassen. Ist er endlich nach vielem Warten einmahl so glücklich, vorgelassen zu werden; so erhält er nichts, als leere Vertröstungen, indessen ihm der Dummkopf, oder Speichellecker, welcher sich hinter einen Unterrock zu stecken weiß, den Weg abläuft, und die beste Bedienstung erhält. Ist er gar in der größten Noth, so suche er keine Hülfe bey den Reichen, und Großen; diese verschwenden ihr Geld lieber mit Maitressen und Schmeichlern, und thun sie auch zuweilen Gutes, so geschiehet es nicht aus

Grundsätzen der Menschenliebe, sondern aus Eitelkeit, nämlich wenn sie wissen, daß ihre Wohlthaten öffentlich bekannt werden, und sie sich dadurch einen großen Namen erwerben können. Wenn auch all' dieses nicht wäre, so hat jeder Mensch seine gute und üble Launen, und die Launen bey den Großen und Reichen sind von ungleich größerer Bedeutung als bey uns armen T = = = Gehet bey seiner Herrlichkeit das schwere Verdauungsgeschäft eines Indians, oder Meerfisches nicht gut von statten, oder haben sie von ihrer Maitresse keinen günstigen Blick erhalten, und ist Jemand so unglücklich, gerade so einen fatalen Zeitpunkt zu treffen, der wird gewiß abgewiesen. Darum wäre es besser, diese Herrn ließsen gleich den Ankommenden durch den Thorsteher melden, ob sie von guter oder übler Laune seyen, so dürfte man nicht die Zeit mit unnützem Warten und Laufen verlieren.

Bey dem Mittelstand wird man viel eher Hülfe und Menschenliebe finden, zwar, seitdem der leidige Wucher eingerissen hat, und so viele christ-

liche Juden gegen kleine Interessen, als sechzig von Hundert, nnd gegen vierfache Hypothek, und nur, wie sie sagen, um ihrem Nebenmenschen aus der Noth zu helfen, Geld ausleihen, ist es schwer für einen ehrlichen Mann Hülfe zu erhalten, welcher nichts zu verschreiben hat, als seine Haut, und sein ehrliches Gesicht; für beides giebt Niemand etwas; aber es giebt dennoch edle Seelen, die helfen können, gerne helfen und ohne Eigennutz, blos aus edlem Herzen in Stillem Gutes thun, wenn man nur so glücklich ist, sie zu finden. Auch unter den Reichen und Großen giebt es noch edle Männer, die wahre Tugend besitzen, und ihrem Stande Ehre machen; unter diese kann man den Held gegenwärtiger Geschichte mit Rechte zählen. Er war tugendhaft nach Grundsätzen, und beflis sich stets es mehr zu seyn, als vor der Welt zu scheinen; er that Gutes, wann, und so oft er konnte, ohne sich damit zu prahlen, war leutselig gegen Jedermann, behandelte seine Untergebenen als Freund, und war von Jedermann geliebt, und verehret.

Georg, der keine gemeine Denkungsart hatte, kannte alle diese vortrefliche Eigenschaften seines Herrn; desto abscheulicher kam ihm das Verbrechen der Ladi gegen ihren Gatten vor, und destomehr haßte er sie und ihren Gehülfen. Er erwartete kaum die Zurückkunft des Lords, um ihm die Augen hierüber zu öffnen, nur sann er nach, wie er ihm diese Nachricht beybringen sollte, ohne daß die Wunde, die sie verursachte, zu sehr schmerzte. Georg war ein aufrichtiger schlichter Kerl, der gewohnt war, gerade alles herauszusagen, was er dachte. Es ward ihm daher sauer, die Sache umschreiben zu müssen, und doch wußte er wohl, daß er hier nicht gleich mit der Thür ins Haus hinein fallen dürfte, weil er das lebhafte Temperament des Lords kannte. Dieser ließ sich öfters Abends beym Auskleiden mit ihm in ein Gespräch ein, weil Georg gesunden Menschenverstand, lange Erfahrung, und gute Einfälle hatte. Es begann daher folgendes Gespräch unter ihnen.

Lord. Was fehlt dir? Georg! du scheinst mir heut nicht aufgeräumt zu seyn.

Georg.

Georg. Mir fehlet nichts, gnädiger Herr! ich denke nur einem Traume nach, den ich in dieser Nacht hatte, und welchen ich noch jetzt nicht vergessen kann.

Lord. Ich bin neugierig deinen Traum zu hören; es wird dir vermuthlich etwas Lächerliches geträumet haben, und die Auslegung hievon wird nach deiner gewöhnlichen Art seyn.

Georg. Mein Traum war dieses mahl nicht lächerlich, und ich bin eben auch kein großer Traumausleger; aber hören sie nur: Es träumte mir, Sie hätten ein schönes, weißes Mutterlamm aufgezogen, dieses wich Ihnen nie von der Seite, liebkosete Sie, leckte dankbar Ihre Hand für das Futter, das Sie ihm gaben, und welches es nur allein aus Ihrer Hand fraß. Sie hatten das Lamm unendlich lieb, und konnten ohne dasselbe gar nicht seyn. Einstens mußten Sie verreisen, und das Lamm mußte zurückbleiben. Es schrie ein paar Tage hindurch ganz erbärmlich aus Sehnsucht nach Ihnen, und fraß gar nichts. Einmahl kam von ungefähr ein fremder Widder in den

Hof;

Hof; er sah das Lamm, es gefiel ihm, er gieng auf das Lamm zu, dieses floh vor ihm, der Widder holte es ein, schmeichelte ihm nach seiner Art, das Lamm blieb stehen, war weniger schüchtern, und gewöhnte sich nach und nach so sehr an den Widder, daß beide unzertrennlich waren. Das Lamm ward wieder lustig, hüpfte, sprang vor Freuden, und fraß, wie vorhin. Indessen kamen Sie, gnädiger Herr, von Ihrer Reise zurück, und wollten Ihr Lamm wieder sehen; aber es war nirgends zu finden. Endlich kam es mit dem Widder. Sie ruften das Lamm, wollten ihm schmeicheln, es floh, und schien, Sie nicht mehr zu kennen. Sie wollten den Widder von ihm abtreiben; aber dieser widersetzte sich, und machte Miene, auf Sie loszugehen. Sie erlegten ihn; aber kaum war der Widder todt, so verwandelte er sich in einen gräßlichen Tyger, sprang auf Sie los, setzte seine Klauen in Ihre Brust, und zerfleischte Ihnen das Herz. Ich eilte herbey, um Sie zu retten, that einen Schrey, und erwachte.

Lord. Du hast vermuthlich den Tag vorher die Verwandlungen des Ovids gelesen, und deine Phantasie schuf dir im Traum diese Verwandlung.

Georg. Nein, gnädiger Herr! ich habe sie nie gelesen, und weiß auch nichts von Verwandlungen der Thiere; aber bey Menschen hab' ich unlängst eine solche Verwandlung gesehen.

Lord. Bey Menschen?

Georg. Ja, und zwar bey einem Weibe. Dieses war gut, zahm, und sanft, wie ein Lamm, so lang es ihren Mann liebte; aber ein Gaudieb schlich ihr nach, verführte sie, und sie ward ihrem Mann ungetreu. Seit dieser Zeit verwandelte sie sich in einen Tyger, sie wurde eben so falsch, wie dieser, indem sie ihrem Mann Liebe heuchelte, die sie nicht empfand, und eben so grausam, weil sie ihrem Mann, der ihre Untreue erfuhr, das Herz zerfleischte, und ihm eine unheilbare Wunde versetzte.

Lord. Hast du vielleicht diese Erfahrung bey deinem eigenen Weibe gemacht?

Georg. Nein! dafür bin ich sicher, mein Weib ist schon alt, und häßlich, wie die Nacht, aber —

Lord. Was, aber — rede!

Georg. O! könnt', dürft' ich schweigen, könnt' ich das Geheimniß, so ich Ihnen jetzt entdekken muß, mit mir ins Grab nehmen, — aber ich kann — ich darf nicht länger schweigen.

Lord. Du setzest mich in Erstaunen — Was ist's? rede!

Georg. Bester, theuerster Herr! entsetzen Sie sich nicht — Sie werden schändlich hintergangen — Ladi liebt — einen anderen — theilt das Ehebett mit einem Ihrer Bedienten —

Lord. Schweig, alter Bösewicht! hätt' ich nicht Mitleiden mit deinem schwachen Alter, ich würde dich auf der Stelle durchbohren, und durch deinen Tod die verläumdete Unschuld meiner Gattinn rächen, aber zittere, wenn du nicht gleich widerrufest.

Georg. Das kann ich nicht. Ich bin in dem Dienste Ihres Hauses mit Ehren grau ge-

worden, niemahls hat mein Mund eine Lüge gesagt, und doch wollt' ich gern', es wär' eine Lüge, was ich Ihnen von Ihrer Gattinn sagte; gerne wollt' ich Ihre Unschuld mit meinem Leben kaufen, könnt' ich es — Aber sie ist dahin — ich hab es selbst mit diesen meinen Augen gesehen — Sie ist tief gesunken, die arme, unglückliche Ladi — Hier dieser Schlüssel gehört zu einer verborgenen Tapetenthüre im Schlafgemach der Ladi, Thoms ließ ihn einmahl liegen, ich druckte ihn geschwind in Wachs ab, und ließ mir einen nachmachen; durch diesen Schlüssel können Sie Beide im Bette überraschen, und Augenzeuge von ihren verliebten Umarmungen seyn. Sie dürfen nur eine Reise vorschützen; denn jede Nacht, in der Sie abwesend sind, schläft Thoms bey ihr.

Lord. Unmöglich! — Doch, ich will mich selbst überzeugen. Redest du die Wahrheit, so sollst du künftig nicht mehr mein Diener, sondern mein erster und bester Freund seyn, der die Heuchlerinn entlarvte, die mich so schändlich hintergangen hat; hast du aber diese Geschichte aus

teufli=

teuflischer Bosheit erdichtet, um meine unschuldige Gattinn zu stürzen, und mir meine Ruhe zu rauben; so werd' ich die schrecklichste Rache an dir nehmen, und deine Strafe soll weit ärger seyn, als jene, so den Buben erwartet, der das Ehebett' beflecket hat. Jetzt laß mich allein. —

Georg. Um eines bitt' ich Sie noch, gnädiger Herr! vergießen Sie kein Menschenblut, strafen Sie nicht in der ersten Hitze, und schonen Sie Ihre Gemahlinn. Sie ist minder strafbar, als der Verführer, sie ist nur die Verführte, und wird sich bessern, sobald die Vernunft wieder rückkehrt, und sie die Größe ihres Verbrechens einsiehet. —

Lord. Nimmermehr! Die Buhlerinn soll ihren verdienten Lohn bekommen. Gehe, und sage der Ladi, ich könnte sie heut nicht mehr sehen, wichtige Geschäfte verhinderten mich.

Georg entfernte sich. Lord N. gieng einige Zeit hindurch stumm und nachdenkend mit grossen Schritten im Zimmer auf und ab — schlug sich mit geballter Faust an die Stirne — fieng

hell

hell auf an zu lachen, und rief: Siehe da die hochgepriesene weibliche Tugend, wie sie stolz einher gehet, vor jedem zweydeutigen Wörtchen erröthet, und mit einem verächtlichen Blick auf die galanten Weiber von ihrer eingebildeten Größe herabsieht, und im Geheim sich dem ersten besten Küchenjungen, oder Lastträger preis giebt — wie sich die Schlange um mich herum windet, wie sie schmeichelt, mir liebkoset; um mich mit ihrem Gift desto sicherer zu tödten. Aber ich will dich zertreten — und dann lachen, wenn du dich im Staube vor mir krümst — ja, sterben sollst du! — Sterben? — das wäre ja Wohlthat für dich — nein, du sollst leben, zu deiner Qual, — du sollst zu sterben wünschen, und nicht sterben können. Das Gewissen soll dein Henker seyn, das dich tausendmahl mehr martern wird, als der Tod selbst — Aber was ist das Gewissen? — ein Unding — ein leeres Hirngespinnst, das einmahl ein fantastischer Mönch in seiner Zelle aus Langerweile ausgebrütet hat. — Das Gewissen gleichet einem weinenden Kinde, es schweigt gleich, sobald

man ihm ein Zuckerbrod giebt — man mordet — schwört Meineide, bricht die Ehe, begehet himmelschreyende Ungerechtigkeiten — und das Gewissen ist stumm dabey, wie ein Fisch. — O Ihr Philosophen, gehet zu den Weibern in die Schule, und lernet Weisheit! Diese werden euch lehren, daß nur Dummköpfe Tugend und Gewissenhaftigkeit besitzen, der wahre Weise hingegen dieses Kinderspiel verachte. — Ein solcher Dummkopf war ich — ich glaubte an die Tugend eines Weibes, glaubte von ihr allein geliebt zu werden, weil ich sie allein liebte — ich liebte sie so zärtlich, hieng mit ganzer Seele an ihr, lebte nur in ihr, genoß so manche selige Stunde an ihrer Seite, und bin so schändlich von ihr hintergangen, einem Buben nachgesetzet worden, der für nichts Empfindung, als für die grobe thierische Wollust hat! — O Fanni! Fanni! das hab' ich nicht um dich verdienet — ich hätt' eine Welt auf dich gebauet, und eher an meinem Daseyn, als an deiner Treue gezweifelt. — (Er nimmt ihr Portrait hervor, das er immer auf seiner Brust trug.) Siehe, welch holde

Mie-

Miene! Wie sie mich anlächelt! — Jeder Gesichtszug flößt Liebe ein — Wer sollte wohl glauben, daß dieses Gesicht lügen, daß das Urbild eine Heuchlerinn, ein Teufel in Engelsgestalt seyn könnte? — Und dennoch ist sie es, sie ist noch mehr, als Teufel; denn sie würde die Teufel selbst in der Hölle verführt haben, und übertrift sie weit an Arglist und Bosheit. — Weg mit diesem Bilde, auf ewig aus meinen Augen! — O! könnt' ich das Urbild auch so leicht aus meinem Herzen verbannen! — Aber, ich fühl' es — ich kann nicht — ich verabscheue das Verbrechen, aber ich liebe noch immer die Verbrecherinn — — Vielleicht ist sie unschuldig — Vielleicht hat mich der alte Bösewicht belogen — O! wenn dieses wahr — wenn du schuldlos wärest! — — Noch ist mir alles ein Traum — aber, ich soll schrecklich erwachen aus diesem Traum — Georg! warum ließest du mich nicht fortträumen? Warum läßt du mir nicht meinen Irrthum? Er machte mich glücklich, und du weckest mich so unsanft — Grausamer Mann! was hab' ich dir gethan, daß du dich so

schreck-

schrecklich an mir rächest? — — Doch das Blut schleicht schon langsam in deinen Adern, dein Herz ist kalt, dein Gefühl abgestorben, und dein grauer Kopf hat schon das Gedächtniß verloren — du weißt nicht, was das heißt, lieben, und von seiner Geliebten hintergangen werden — Ich habe Gefühl, mein Blut wallt heftig in meinen Adern, mein Herz ist warm, und mein Gedächtniß erinnert mich an alle jene Liebkosungen und falsche Betheurungen ihrer Liebe, mit welchen mich das Weib einzuschläfern wußte — Weib! — warum muß ich dies verhaßte Wort noch einmahl aussprechen! — Die Natur wollt' ein Wesen hervorbringen, welches gerade das Gegentheil von dem ist, was es scheinen will, das alle Tugenden heucheln, und unter ihrer Gestalt alle Laster verbergen kann, und es ward ein — Weib — aber warum muß ich erst jetzt, und zu meinem Unglück zu spät diese traurige Wahrheit an mir selbst erfahren? -- Doch es sey; die entscheidende Stunde wird bald kommen, und wehe demjenigen, dem sie zum letztenmahl schlägt!

In dieser fürchterlichen Gemüthsbewegung durchwachte Lord N. die ganze Nacht. Kein Schlaf kam in seine Augen, sondern Liebe, Eifersucht, und Rache bestürmten ihn unabläßlich.

Am folgenden Morgen gieng er zu seiner Gemahlinn, und sagte ihr: er habe eine nothwendige Reise vor, und weil er vielleicht nicht sobald zurückkommen werde, so übergebe er ihr das ganze Haus, in welchem sie nach ihrem Gutdünken schalten und walten könne. Er beurlaubte sich auf das zärtlichste von ihr, und verstellte sich so gut, als möglich war, damit sie nicht das Mindeste argwohnen konnte, was in seinem Herzen vorgieng.

Die Reise gieng nicht weiter, als bis ins nächste Dorf; dort verweilte Lord N. bis es Nacht wurde, kehrte sodann wider nach London zurück, und gieng verkleidet mit Georg, der ihn erwartete, in sein Haus.

Niemand war froher über die unvermuthete Abreise des Lords, als Ladi, und ihr Buhle. Beide konnten kaum die Stunde erwarten, in der sie sich für jene Nächte schadlos halten konnten, welche

für sie, so lange der Lord in London war, verloren waren. Ladi wußte, die lästigen Kammerfrauen unter dem Vorwand einer außerordentlichen Mattigkeit, wegen welcher sie Ruhe bedürfe, bald zu entfernen, und ihr Buhle, der schon in der Nähe wartete, war husch bey ihr im Bette. Nach einer langen Trennung ist die Wiedervereinigung für zwey Liebende ein neues Fest, das in vollem Maße gefeyert wird. Sie konnten sich daher in der Wollust nicht sättigen. Die Unglücklichen ahneten nicht, was das Schicksal in wenigen Augenblicken über sie verhängen würde.

Es war Mitternacht, die Glocke schlug eben zwölf; noch lagen beide Arm in Arm, Busen an Busen, als plötzlich die Tapetenthür aufsprang, der Lord mit einer gespannten Pistole eintrat, solche auf die verliebte Gruppe abdrückte, und den Buhlen auf der Ladi erschoß, ehe er noch Zeit hatte, sich von ihr loszumachen, und ohne letztere zu verletzen. Lord entfernte sich wieder eben so schnell, ohne ein Wort zu reden. Ladi that einen Schrey, und fiel in Ohnmacht; alles dieses geschah in wenigen

Augenblicken, und so geheim, daß Niemand im Hause etwas davon wußte, außer Georg, der dem Lord die verborgene Thür zeigte, und den todten Leichnam gleich wieder, und noch eher wegschafte, als die Ladi sich aus ihrer Ohnmacht erholte. —

Der Buhle war nun für sein Verbrechen bestraft; aber auf die unglückliche Ladi warteten noch weit größere Leiden. Weit schrecklicher, als der Tod, war ihr Erwachen aus der Ohnmacht, als sie wieder die Besinnungskraft erhielt. Sie sprang aus dem Bette, blickte wild um sich her, alles schien ihr ein Traum zu seyn, das Verflossene und Gegenwärtige. Sie suchte ihren Geliebten, und fand ihn nicht mehr, sondern Blut an der Stelle, wo er lag. Mit Entsetzen bebte sie zurück, schreckliche Ahnungen stiegen in ihr empor, die zur Gewißheit wurden, daß ihr Liebhaber nicht mehr sey, sondern, daß ihn ihr Gatte seiner Rache aufgeopfert habe.

Wuth und Verzweiflung bemeisterten sich ihrer; sie suchte einen Dolch, um ihrem Leben ein Ende zu machen, das ihr nunmehr zur Qual war.

Sie wollte ihrem Geliebten nachfolgen, verfluchte seinen Mörder, welcher, wie sie sich leicht vorstellen konnte, niemand anders, als ihr Gatte, war. So bald sie ruhiger wurde, und ihr Schmerz in Thränen ausbrach, erwachte das Gewissen; die Vernunft verdrängte die Leidenschaft, und machte sie wieder fähig zum Denken.

Das Gewissen trat als Kläger gegen sie auf, und stellte ihr das Verbrechen, das sie an ihrem Gatten begangen hatte, in seiner ganzen Abscheulichkeit vor; die Reue folgte nach, denn sie war noch nicht so sehr verderben, daß sie nicht die Größe ihres Verbrechens eingesehen hätte. Die ersten Grundsätze der Tugend, die in der Kindheit eingeflößt werden, bleiben stets. Der Mensch wird weder gut, noch böse gebohren, nur an der Erziehung ist es gelegen, ob er dieses, oder jenes werden soll. Alle Laster entstehen aus der schlechten Erziehung, oder vernachläßigten Bildung des Herzens; der Umgang mit schlechten Menschen, üble Beyspiele, heftige Leidenschaften, die nicht gleich in der Jugend gemildert und zum Guten geleitet

wer-

werden, machen alsdann einen solchen in der Erziehung vernachläßigten Menschen zum vollkommenen Bösewicht; und dennoch wendet man so wenig auf die Erziehung der Jugend. Man verlanget, daß Menschen die selbst keine gute Erziehung haben, dem Staat nützliche Bürger oder Bürgerinnen erziehen sollen. Man wundert sich, daß das Laster so allgemein, und die Tugend so selten ist; man giebt sich aber nicht die Mühe, die Ursache zu erforschen, und das Uebel aus dem Grunde zu heilen.

Ladi suchte Trost und Linderung ihres Schmerzens; sie nahm Zuflucht zum Gebet, fiel nieder auf die Knie, rang die Hände zum Himmel, und flehte um Erbarmen und Vergebung ihrer Sünden. Hätte sie Lord N. in diesem Augenblick gesehen, und in ihrem Innersten lesen können, er hätte gewiß Mitleiden mit ihr gehabt, und ihr vielleicht alles vergeben; allein die Vorsehung wollte es anders, sie wuste, durch welche Wege die Gefallene zur Tugend zurück geführt werden mußte, damit kein Rückfall zu befürchten sey.

Ladi erkannte, daß sie den Tod verdienet habe, sie wünschte ihn, um den Himmel dadurch wieder mit ihr aussöhnen zu können. Sie hörte schon die Ketten klirren, und sah schon den Henker mit dem Beile das Haupt vom Rumpfe trennen.

In dieser Herzensstimmung, und in einer fürchterlichen Todesangst erwartete sie den Morgen, welcher ihr Schicksal auf immer entscheiden sollte.

In einem nicht minder heftigen Gemüthszustande befand sich nach diesem Auftritt Lord N.; er hatte sich nun selbst von der Untreue seiner Gattin überzeugt, keine Entschuldigung, kein Zweifel konnte mehr Statt haben. Die, welche er über alles geliebt hatte, war auf ewig für ihn verlohren — Ein Mord lag schon auf seiner Seele, den zweyten wollt' er noch an seinem ungetreuen Weib beginnen — Blutige Rache kochte in seinem Herzen, nur wegen der Art, sie auszuführen, war er noch unentschlossen. — Schon zweymahl war er vor der Thüre der Ladi mit der

zweiten Pistole, und wollte sie ihrem Buhlen nachschicken; er kehrte jedesmahl wieder zurück. Es schien ihm, als wenn ihn eine unsichtbare Hand zurück hielt, und ihm eine mächtigere Stimme zurief: Halt ein, Unglücklicher! was beginnest du? Hast du nicht schon einen Menschen gemordet? willst du noch einen zweiten Mord begehen? und dich mit dem Blute eines Weibes beflecken? — „Eines Ungeheuers, sprach er zu sich selbst, das von der Erde vertilget werden muß, damit es nicht mehrere solche Ungeheuer gebähren, und die Welt damit anstecken kann. — Sie hat mir mehr, als das Leben, sie hat mir meine Ruhe, meine Ehre geraubet, und was ist das Leben ohne Ehre? — Die Kinder werden auf den Gassen mit den Fingern auf mich zeigen, und mir nachrufen: Sehet, da gehet der stolze Lord, den sein Weib zum Hahnrey gemacht hat! — Meine Kinder sind Bastarten, werden der Mutter, und ihrem Buhlen nacharten, ihre Laster fortpflanzen, und meinem Namen Schande bringen! — Meine eigenen Leute werden mich verspotten, werden sich

wei-

weigern, mir zu dienen, wenn ich dieses Verbrechen nicht räche! — Rache, Rache fordert die verletzte Ehre, und nur der Tod kann mich mit ihr aussöhnen! — Aber, ich will sie nicht unvorbereitet in die Ewigkeit schicken; sie soll Zeit haben, ihre Sünden zu bereuen!“ — — Lange wankte sein Entschluß zwischen Leben und Tod; jede Todesart war ihm zu gering, bis sich endlich die erste Hitze legte, und er ruhiger wurde. Nein, rief er aus, sie soll leben, zu ihrer Qual leben! und faßte schnell seinen Entschluß.

Der Tag brach an; er traf seine Anstalten, gieng alsdann zur Ladi, und sagte ihr ganz gelassen: Madame, Sie werden in einer Stunde mit mir verreisen, halten Sie sich bis dahin bereit. Ladi zitterte am ganzen Leibe, getrauete sich nicht, ihn anzublicken, oder ihm zu antworten, sondern neigte sich nur stillschweigend, zum Zeichen, daß sie gehorchen werde. Die Stunde war vorüber, der Wagen vorgefahren; die Ladi stieg mit dem Lord hinein, und sie fuhren beide sechs Stunden weit, bis sie auf dem Gute des Lords ankamen.

Tiefes Stillschweigen herrschte zwischen Beiden während dieser ganzen Zeit, und der Lord erwähnte nicht eine Sylbe gegen sie von dem, was in der vorigen Nacht geschehen war.

Gleichwie eine allgemeine Windstille auf dem Meere ein sicheres Zeichen eines nahen, Unglück drohenden Sturmes ist, eben so fürchterlich war der Ladi das geheimnißvolle Stillschweigen ihres Gatten; sie hatte nicht den Muth, solches zu brechen; sie konnte sich nichts anders vorstellen, als daß sie den Weg zum Tode fahre, und erwartete mit gänzlicher Ergebung den Ausspruch ihres Urtheils, und die Vollziehung der wohlverdienten Strafe.

Endlich hielt der Wagen im Schloßhofe stille. Der Lord hieß die Ladi aussteigen, und führte sie durch viele Gänge in einen abgelegenen Thurm; aber, Gott! welch Entsetzen überfiel die Unglückliche, als sie hineintrat! Der erste Gegenstand, den sie erblickte, war der todte Körper ihres Buhlen, welcher hieher gebracht, und damit er nicht verwese, einbalsamirt worden war. Der

Lord

Lord führte sie mit den Worten zu ihm hin: Sie haben diesen Menschen in seinem Leben geliebt, Sie werden sich nun auch gewöhnen müssen, mit ihm nach seinem Tode zu leben. Er verließ sie schnell, und schloß die Thür hinter sich ab. Sie fand ein Bett, und andere Nothwendigkeiten; auch wurde ihr täglich das Essen von dem Gefangenwärter gereichet.

Der Lord machte noch, um sich zu zerstreuen, verschiedene Reisen, und kehrte alsdann wieder nach London zurück.

Das Schicksal der unglücklichen Ladi war also auf immer entschieden, eingeschlossen, so lange sie lebte, in einen finsteren Thurm, den nie die Sonne beschien, und welcher nur darum mit einer Lampe beleuchtet wurde, damit sie den todten Körper beständig sehen konnte. Abgesondert von allen Menschen, und ausgestoßen aus ihrer Gesellschaft mußte sie in diesem Jammerorte, in welchem schon mancher Verbrecher seinen Tod fand, auch den ihrigen erwarten, und bis dieser sie erlösen würde, mit dem todten Körper des nämli-

chen

chen Menschen leben, mit dem sie gesündiget hatte, an dessen Tode sie die einzige Ursache war, und dessen Anblick sie an ihr doppeltes Verbrechen ohne Unterlaß erinnerte.

Die Aeltern und übrigen Befreundten der Ladi in London vermißten sie in ihrem Zirkel; sie fragten daher den Lord um die Ursache ihrer Abwesenheit. Dieser antwortete ihnen, sie habe gebeten, eine Lustreise machen zu dürfen, und er habe ihr diese billige Bitte nicht abschlagen können. Sie glaubten dem Lord, und warteten die Zurückkunft der Ladi ab. Als aber diese nicht erfolgen wollte, wurden sie wegen der Ladi beunruhiget. Ihr Vater drang ernstlich in den Lord; er soll ihm den Aufenthalt seiner Tochter, und die Ursache ihrer Entfernung von London entdecken; dieser aber antwortete ihm ganz trocken: ich bin ihr Ehegatte, als solcher hab' ich ein größeres Recht über die Ladi, als ihr Vater, und bin nicht schuldig, Ihnen wegen ihr Rechenschaft zu geben. Ich kann Ihnen keine andere Nachricht ertheilen, als: Sie werden Ihre Tochter sehen, wenn sie von ihrer Reise zu-

rück-

rückgekommen seyn wird. Ich verbitte mir weiters alle Zudringlichkeiten.

Durch diese trockene, zweydeutige Antwort wurde die Neugierde der Aeltern nicht befriediget; sie waren wegen des Schicksals ihrer Tochter nur noch mehr bekümmert; die äußerste Zurückhaltung des Lords gegen sie, und gegen Jedermann, der sich bey dem Lord um die Ladi erkundigte, seine ungewöhnliche Schwermuth und heimlicher Gram, den er nicht verbergen konnte, ließen sie mit Grunde befürchten, daß zwischen dem Lord und seiner Gattinn etwas Wichtiges vorgegangen seyn müsse; allein wie, und durch wen sollten sie dieses erfahren? Der Lord wich jeder Frage sorgfältig aus, die man dieserwegen an ihn that, und er hatte so gute Anstalten getroffen, daß es unmöglich war, eine Spur zu entdecken, wo die Ladi hingekommen sey. Endlich nach langem Sinnen und Denken wandten sie sich an den Lord R. von dem sie wußten, daß er die Liebe und Freundschaft des Lords vor allen anderen besaß, und hoften, daß dieser das Geheimniß gewiß von ihm herausbringen würde.

Lord R. suchte seinen Freund auf und redete ihn folgendergestalt an: Uebermorgen ist Ball und Soupee bey der Herzogin von Gl⸗⸗; ich habe den Auftrag von ihr, dich zu fragen: ob Ladi noch nicht von ihrer Reise zurückgekommen sey? denn die Herzoginn wünschet, daß Ihr Beide erscheinen möchtet.

Lord N. Ladi wird schwerlich bis dahin zurückkommen; denn sie braucht die Badekur, und der Arzt hat ihr gerathen, solche noch einige Zeit fortzusetzen.

Lord R. So wirst wenigstens du nicht ausbleiben?

Lord N. Ich werde auch schwerlich kommen können. Entschuldige mich bey der Herzoginn, und sage ihr, ich sey unpäßlich. Ich befinde mich auch wirklich nicht recht wohl; mein Magen will seit einiger Zeit die Speisen nicht mehr verdauen.

Lord R. Ja, ja, lieber N. du bist richtig krank; aber ich fürchte, deine Krankheit sitzt im Herzen, und nicht im Magen. Schon seit einiger Zeit bemerke ich eine große Veränderung an dir;

man

man siehet dich selten bey Hofe, oder in großen Gesellschaften. Du schleichest immer allein herum, wie das böse Gewissen; vorher warst du stets heiter, und aufgeräumt; deine munteren Scherze und wizzigen Einfälle würden den stärksten Mückenfänger zum Lachen gebracht haben, jezt bist du düstern, ernsthaft, und verschlossen, als wenn du an der neuen Konstituzion von Frankreich arbeitetest, oder den Stein der Weisen gefunden hättest, und aus Furcht, es möchte dir dein Geheimniß entfahren, gar nichts reden wolltest. Kurz, du bist ganz geändert, und gar nicht mehr der nämliche, der du vorhin warest.

Lord N. Es scheinet dir nur so; man kann nicht immer tändeln und scherzen; es kommen Zeiten, wo man ernsthaft wird. Der Mann von Geschäften, und der Gatte hat große Pflichten; die Erfüllung derselben ist mit großen Schwierigkeiten verbunden; zudem sind wir Engländer mehr als andere Nazionen dem Spleen unterworfen.

Lord R. Dies ist alles wahr; aber diese Anfälle gehen vorüber, und sind nicht anhaltend. Die

Ge-

Geschäfte werden abgethan, die Schwierigkeiten werden gehoben, und die vorige Heiterkeit kehret wieder zurück; deine Schwermuth hingegen dauert immer fort, sie begleitet dich überall, wie dein Schatten; ein innerlicher Gram verzehret dich, und ist auf deinem Gesicht mit unverkennbaren Zügen ausgedrücket. Du seufzest öfters im Stillen, wenn du glaubest, von niemand bemerkt zu werden. Ich sah auch schon manche Thräne aus deinem Auge hervor dringen, die deine innerlichen Leiden anzeiget — Armer N. dich drückt ein großer Kummer!

Lord N. Du weißt, ich war ein Liebhaber von Blumen, ich hatte selbst einen Rosenstock gezogen, täglich begossen, und fleißig gewartet; er hatte nur eine einzige Rose; diese war gerade im Aufblühen, es kam ein ungezogener Junge und zerknickte sie. Ein Jude brachte mir einen Demant zum Kaufen; es war Nacht, der Stein hatte helles Wasser, und ich sahe keine Flecken; als ich ihn aber beym Tage genauer betrachtete, fand ich, daß der Demant falsch war; ich gab ihn dem Juden wieder zurück — Freund! ich rathe dir, halte keine Rosen;

denn

denn der Sturmwind kann sie entblättern, und böse Jungen zerknicken — Kaufe bey der Nacht keine Demanten; denn sie können falsch seyn, und du kannst, wie ich, betrogen werden. —

Lord R. Du redest allegorisch; ich bitte dich, erkläre dich deutlicher. —

Lord N. Ich ärgere mich über den dummen Prediger, der da saget: der Mensch sey das edelste Geschöpf auf Erden; ich finde, wie Boileau, gerade das Gegentheil.

Der Mensch ist das elendeste Thier unter allen; er studiert die Weisheit sein ganzes Leben hindurch, glaubt hierin den Salomo schon zu übertreffen, und wird oft von einem dummen Bauernjungen, oder gar von einem Weibe hintergangen. — Er ist stolz, und aufgeblasen, glaubt über Alles erhaben zu seyn, und jeder Gefahr, jedem Unglück kühn trotzen zu können; wird er aber nur einmahl in seiner Hoffnung getäuscht, von seinem Freunde, oder von seiner Geliebten hintergangen, so liegt der starke Mann schon zu Boden, wimmert wie ein Weib, und krümmt sich im Staube, wie ein Wurm. — Ist

der

der Mensch arm, und muß sich sein Brod in saurem Schweiß verdienen, so wünschet er, reich zu seyn; ist er reich, so möcht' er oft gerne alle seine Reichthümer um eine Strohhütte vertauschen, wenn er in derselben das beste Gut, so ihm fehlet, die Zufriedenheit finden könnte; ist er ledig, so wünschet er sich ein Weib; ist er verheurathet, so hat er tausend Ursachen, die Stunde zu verwünschen, in der er auf den unglücklichen Gedanken gerieth, ein Weib zu nehmen; hat er Kinder, so weiß er nicht gewiß, ob er Vater von ihnen ist, er muß befürchten, daß die Söhne Bösewichter, und die Töchter H = = en, oder, wenn sie heurathen, Ehebrecherinnen werden. — O Freund! heurathe in deinem Leben nie, und wenn du ja heurathen mußt; so führe deine Braut gleich vom Altar nach der Trauung ins Bett, und stoß ihr in der Brautnacht nach der ersten Umarmung den Dolch ins Herz; du erweisest ihr dadurch eine grosse Wohlthat, rettest ihre und deine Ehre, und kannst doch wenigstens mit Gewißheit sagen, daß du, freylich auf eine kurze Zeit, ein Weib für dich allein gehabt hast; wartest

du

du aber nur einen Tag, so bist du schon nicht mehr wegen ihrer Treue versichert, denn eher wird ein Kameel durch ein Nadelöhr gehen, als ein Weib ihrem Mann lange getreu bleiben, und —

Lord R. (Schnell einfallend.) Halt ein! Mann, du zündest mir ein schreckliches Licht an! Wo ist deine Gattinn? — Rede, Unglücklicher! hast du vielleicht —

Lord N. Sie befindet sich wohl. Denke einmahl, sie hat den Boerhave gelesen, und da fiel es ihr ein, die Arzneykunde zu studieren. Sie hat es schon ziemlich weit in dieser Kunst gebracht; sie kann dir ein Herz beym lebendigen Leibe in zwey gleiche Theile theilen; sie kann Pillen machen, so die Würkung haben, daß derjenige, welcher einige schluckt, sieht, und nicht sieht, höret, und nicht höret, und nicht glaubt, was er doch mit den Händen betasten kann. — Ich überraschte sie einstens, als sie eben ein Probestück von ihrer Kunst machte. Es verdroß sie, sich verrathen zu sehen, und sie warf alle ihre Bücher ins Feuer. Jetzt ist sie eine Einsiedlerinn geworden, zergliedert Mäuse und Ratten, und

und suchet bey ihnen ein Herz, das sie verloren hat, und nicht wieder finden kann.

Lord R. Ich ahne fürchterliche Dinge! Ich bitte, ich beschwöre dich bey unserer Freundschaft, sey offenherzig gegen mich, und entdecke mir, was ist zwischen dir und der Ladi vorgegangen?

Lord N. Stille, mein Freund! Es giebt Dinge, die man weder sagen kann, noch darf — Es giebt Wunden, welche den Tod bringen, wenn sie ganz zugeheilet werden. — Eine solche Wunde hab' ich; diese blutet stark, und wird noch lange frisch bleiben.

Lord R. Vielleicht wäre es doch möglich, deine Wunde zu heilen, ohne dir dadurch den Tod zu verursachen; wenigstens wird meine Freundschaft, in die du doch jederzeit ein unbegränztes Zutrauen hattest, und dich, wie ich glaube, niemahls betrogen fandest, deinen Schmerz lindern, und Balsam in deine Wunde gießen. Gestehe mir aufrichtig, ist die Ladi todt?

Lord N. Besser wär' es für sie, und für mich, wenn sie es wäre. Es giebt so viele Men-

schen, für welche es ein groſses Glück wäre, wenn sie nie wären gebohren worden. — Sie lebt; aber sie ist todt für mich, todt für die ganze Welt. — Sie lebt, sage ich dir, und hat ihre Tugend selbst zu Grabe getragen. — —

Lord R. Gott! zu was hat dich die Eifersucht verleitet? — Sie kann unschuldig seyn. —

Lord N. Eifersucht, mein Lieber, ist eine Thorheit; sie bestehet aus bloſsen Vermuthungen, und ist ein Gebäude auf lockerem Sande, das der Wind leicht einreiſset — Du weiſst, Eifersucht war niemahls mein Fehler; ich war gegen niemand miſstrauisch, am wenigsten gegen mein Weib. Ich gab keinen Verläumdungen Gehör, verläumdete auch selbst Niemand — ich glaubte von Jedermann das Beste, bis ich vom Gegentheil überzeugt wurde; destoweniger Mühe kostete es meinem Weibe, mich zu hintergehen. Ich liebte sie von ganzer Seele; sie heuchelte mir aber Gegenliebe, die sie für einen anderen empfand — Sie theilte in meiner öftern Abwesenheit ihr Bette — und rathe, mit wem? Mit dem schlechtesten mei-

ner Bedienten. — Ich traf Beide auf der That an, erschoß den Buben — und die Unwürdige büßet für ihr schändliches Verbrechen in einem finstern Thurme neben dem Körper ihres Buhlen, so lange es der Vorsehung gefällig seyn wird, ihr lastervolles Leben zu fristen. Noch weiß dieses Geheimniß außer dir keine Menschenseele; ich entdeckte es dir im Ausbruch meines gerechten Schmerzens, denn ich glaube, das tiefste Stillschweigen meiner eigenen Ehre schuldig zu seyn. Ich fordere also auch von dir dein Ehrenwort, keinem Menschen je ein Wort von dem zu sagen, was du von mir gehört hast, und nie mit mir von dieser Geschichte zu reden, vielweniger wegen der Befreyung meines Weibes in mich zu dringen. Bedauern magst du mich, ich verdiene gewiß Mitleiden; aber helfen kannst du nicht; wärest du auch ein Gott, so könntest du dennoch das, was einmahl geschehen ist, nicht ungeschehen machen.

Lord R. Ich schmeichle mir, du wirst überzeugt seyn, daß ich dein Vertrauen noch nie mißbrauchet habe, auch jetzt nicht mißbrauchen werde

de — mein Herz blutet mit dem Deinigen, mein Leben wollt' ich gerne geben, könnt' ich dir dadurch deine Ruhe wieder verschaffen — kann dir meine Freundschaft Trost bringen, findest du eine Erleichterung, deinen Kummer bey mir ausschütten zu können, so eile in die Arme deines Freundes, der deine Leiden gewiß fühlet, und solche, wenn er nicht helfen kann, wenigstens mit dir theilen will. Nur eine Bitte gewähre mir; diese wird dir zwar sonderbar scheinen, aber sie hat auch nur meine bloße Neugierde zum Grunde. Erlaube mir, die Ladi nur ein einziges mahl auf eine kurze Zeit zu sehen, und zu sprechen.

Lord N. Wozu soll das nützen? Ich will nicht, daß du sie verspotten, oder ihr Vorwürfe machen sollst. Ich halte dafür, es sey unter meiner Würde, ihr ihr Verbrechen vorzuwerfen; noch weniger wollt' ich, daß sie glauben könnte, ich hätte dich abgeschickt, um zu erfahren, wie sie sich in ihrem Gefängniß betrage? Mitleiden verdient sie nicht, sie würde vielleicht solches in dir erregen, und sich reumüthig gegen dich bezeigen; aber

glaube

glaube mir, es ist Falschheit und Verstellung, und sie ist keiner wahren Reue fähig. Ueberlasse sie ihrem Schicksal und ihrem bösen Gewissen, das mein Rächer seyn soll.

Lord R. Du magst vollkommen recht haben; aber ich kann dem Drange, sie zu sehen, nicht widerstehen. Die Kenntniß des menschlichen Herzens und seiner verborgensten Falten war immer mein Lieblingsstudium, mich wird sie nicht täuschen, ich werde gleich sehen, ob ihre Reue wahrhaft, oder nur Verstellung ist. Ueberhaupt möcht' ich gern wissen, ob sie eine verstockte Sünderin ist, oder ob dieser ihr erster Fehltritt war, und ob sie die Größe desselben einsieht, oder nicht? Uebrigens kann dieser Besuch weder ihr nützen, noch dir schaden. Ich bitte dich also noch einmahl, gewähre mir meine Bitte.

Lord N. Es sey, du sollst sie sehen, jedoch nur unter der Bedingniß, daß du gegen sie gar nichts von mir erwähnest. Ich werde dir ein paar Zeilen an den Kerkermeister zu = = = mitgeben; dieser wird dich zu ihr führen.

Lord R. versprach alles zu halten, was Lord N. verlangte, und reiste also gleich ab, sobald er das Billet an den Kerkermeister hatte.

Lord R. war ein feiner Kenner des menschlichen Herzens; er sah nur zu deutlich, daß Lord N. seine Gattinn, ungeachtet ihrer erwiesenen Untreue, doch noch liebe; er gab daher nicht alle Hoffnung auf, seinen Freund noch glücklich zu machen, wenn er anders überzeugt seyn würde, daß die Tugend in der Ladi noch nicht gänzlich erstorben sey. Er war ein wahrer Freund des Lords, und bedauerte ihn nicht blos, sondern bestrebte sich auch, ihm zu helfen. Wie selten sind nicht solche Freunde, und wie wenige Oreste und Pilades giebt es! Die meisten haben die Freundschaft nur im Munde, aber nicht im Herzen; so lange man im Glücke lebt, findet man überall Freunde, sie dringen sich einem ordentlich auf, und scheinen, sich um die Wette zu beeifern, dich mit Freundschaftsbezeugungen und Gefälligkeiten zu überhäufen; verläßt dich aber das Glück, so wirst du gewiß auch von deinen Freunden verlassen werden.

Es

Es tritt, wie in einer Komödie, einer nach dem andern ab, und läßt dich allein stehen. Willst du bey einem deiner vorigen Freunde in deinem Unglücke Hülfe und Unterstützung suchen, so wird er es unendlich bedauern, daß seine Umstände jetzt nicht zulassen, dir thätige Hülfe zu leisten, und diejenigen, denen du am meisten Gutes gethan hast, werden dir am wenigsten helfen.

Das Leben ist eine Komödie, der Mensch spielt verschiedene Rollen auf der großen Schaubühne der Welt, und nur selten diejenige, wozu ihn die Natur geschaffen hat. Derjenige ist der beste Schauspieler, der die Kunst, die Menschen zu täuschen, und seine Rolle zur rechten Zeit zu verändern, am besten verstehet, welcher weiß, vor wem und wann er den Gelehrten, den Sanftmüthigen, den Andächtigen, den rechtschaffenen Mann, und den Menschenfreund spielen soll. Derjenige, welcher immer in der nämlichen Rolle auftrit, wird kein großes Glück machen, sondern ausgepfiffen werden.

Die Rolle des Freundes ist eine der gewöhnlichsten, und deswegen auch am leichtesten zu spielen.

len. Sie ist kurz, und dauert bey Jedem nur so lange, als es der eigene Vortheil erheischt; hört dieser auf, so siebet man sich geschwind um eine andere Schaubühne um, wo diese Rolle gut bezahlt wird.

Die beiden Lords dieser Geschichte traten immer in ihrer wahren Gestalt ohne Larve auf, bekümmerten sich wenig um das Urtheil gewisser Menschen, handelten jederzeit, wie sie dachten, und dachten, wie sie handelten. Ihre innerliche Ueberzeugung, recht gehandelt zu haben, war hinlängliche Belohnung für sie, und sie verlangten keine andere. Gleiche Gesinnungen und gleiche Verhältnisse machten Beide zu unzertrennlichen Freunden, und nur allein durch den edlen Trieb der Freundschaft ohne alle Nebenabsichten war Lord R. unermüdet, seinem leidenden Freunde die verlorne Seelenruhe wieder zu verschaffen.

Die unglückliche Ladi hatte bereits sechs ganze Monate in ihrem Gefängniß unter bitteren Thränen der Reue über ihr Vergehen zugebracht. Sie lag eben auf den Knien, und betete mit gefalteten

Hän-

Händen zum Himmel, als Lord R. zu ihr eintrat, und ausrief: Um Gotteswillen, Ladi! in welch schrecklichem Zustande muß ich Sie hier antreffen — wie sind Sie in diesen abscheulichen Ort gekommen, und welcher Barbar? — — —

Halten Sie ein, Lord! erwiederte Ladi, erhob sich, und wankte langsam zu ihm hin. Sie kommen vermuthlich, um meiner zu spotten, und mir gerechte Vorwürfe zu machen. Vielleicht sind Sie von meinem Gatten, dem meine jetzige Strafe für mein Verbrechen zu gering scheinen wird, abgeordnet worden, mich zu größeren Martern vorzubereiten. Ich bin zu allem bereit, was die Vorsehung über mich zu meiner Züchtigung verhänget hat. Ich verdiene Ihren Haß, und die Verachtung der ganzen Welt. —

Der Lord unterbrach sie schnell: Ich bin nicht gekommen, um mich mit boshafter Schadenfreude an Ihrem Unglücke zu weiden, oder Ihre Leiden noch zu vermehren — ich bin auch nicht von Ihrem Gatten abgeordnet worden. Eigener Antrieb und Menschenpflicht, den Unglücklichen

bey=

beyzustehen, brachten mich hieher. Ich bringe Rettung, und schleunige Hülfe. Ziehen Sie meine Kleider an, und geben Sie mir die Ihrigen. Am Eingang des Schlosses wartet eine Postchaise auf Sie; in dieser Verkleidung werden Sie nicht erkannt werden. Fahren Sie gerade nach London zu Ihrem Vater. Wenn ich Ihnen aber rathen darf, so halten Sie sich bey ihm nicht lange auf, sondern begeben Sie sich gleich in ein Kloster; für die Folgen lassen Sie mich sorgen.

Ladi. Nimmermehr! nimmermehr. Sind meine Verbrechen nicht ohnedieß schon groß genug? sollt' ich auch noch Ihr Leben dem Zorne meines Gatten aussetzen, und mich dadurch eines neuen Mordes schuldig machen? Mein Schicksal ist zwar hart; aber ich habe dieses, und noch mehr verdient. Hier in diesem Orte will ich für meine Sünden so lange büßen, bis mir Gott Vergebung gewähret, und mich zu sich abrufet. O! könnte mein Gatte die Qual sehen, die mir nicht meine Strafe, sondern mein Gewissen, der strengste Rächer aller Lasterthaten, verursacht;

sein

sein Haß würde sich gewiß gegen mich vermindern. — Bitten Sie ihn, daß er mir vergebe, damit ich nicht seinen Fluch mit mir ins Grab nehme.

Lord R. Sie haben genug gebüßet, holde Dulderinn! Die Vorsehung giebt Ihnen durch mich zu erkennen, daß sie Ihre Strafe geendiget wissen will. Folgen Sie diesem Wink, und lehnen Sie sich wider die Vorsehung nicht auf. Sie haben noch große Pflichten in der Welt zu erfüllen, denen Sie sich nicht entziehen dürfen. Seyn Sie meinetwegen unbesorgt; es wird alles gut gehen, und Sie werden noch glücklich seyn. Verweilen Sie nicht länger in diesem schrecklichen Gefängniß; es ist keine Zeit zu verlieren, die Augenblicke sind kostbar.

Ladi willigte endlich in den Vorschlag des Lords R., wechselte ihre Kleider mit den seinigen, hüllte sich in seinen Mantel ein, und entkam glücklich aus dem Gefängnisse. Sie fand den Wagen bereit, wie ihr der Lord gesagt hatte, und

fuhr

fuhr geraden Weges zu ihrem Vater nach London.

Lord R. blieb indessen in dem Gefängnisse, und entdeckte dem Kerkermeister die Flucht der Ladi, und den dabey gespielten Betrug nicht eher, bis er glaubte, daß Ladi in Sicherheit sey. Der Kerkermeister war über die plötzliche Metamorphose nicht wenig erstaunt; noch mehr aber fürchtete er sich vor den Zorn seines Herrn.

Lord R. benahm ihm seine Besorgniß, befahl, ihm Dinte, Feder und Papier zu bringen, und schrieb an den Lord N. folgendes Billet:

„Bester Freund!“

„Die Ladi hat auf mein Zudringen die Flucht „genommen, und ist, wie ich hoffe, in Sicherheit. „Ich bin statt Ihrer Dein Gefangener, und werde „es so lange bleiben, bis es Dir gefällig seyn „wird, mir wieder die Freyheit zu schenken. Ich „hielt es für meine Pflicht, die Leiden der reue„vollen Büßerinn zu endigen, und bin überzeugt, „daß ich nie Ursache haben werde, diese Handlung

„zu

„zu bereuen. Ist Deine Rache noch nicht gesättiget, so komm, und stille sie an

Deinem

Dich ewig liebenden Freunde R.“

„Der Kerkermeister ist unschuldig,
„und hat keinen Antheil an der
„Flucht der Ladi.“

Der Kerkermeister mußte diesen Brief durch einen Eilboten an den Lord N. abschicken. Dieser konnte sich von seinem Erstaunen nicht erholen, und hielt die ganze Geschichte für ein Mährchen, das ihm sein Freund aufbürden wollte. Er wollte sich selbst von der Wahrheit überzeugen, und reiste also gleich nach : : : ab. Er fand seinen Freund wirklich noch in Weibeskleidern im Gefängniß.

Innigst gerührt durch die edle Handlung, umarmte er seinen Freund mit Thränen. O Freund! rief er aus, was hast Du gethan? Du hast meine Wunde von neuem aufgerissen. Das Weib ist jetzt wieder frey, sich selbst überlassen; sie wird ihr voriges Lasterleben wieder fortsetzen, in ihr

Ver-

Verderben rennen, und meinen Namen noch einmal brandmarken.

Das wird sie nicht, erwiederte Lord R.; wär' ich nicht vom Gegentheile überzeugt, ich hätte sie nicht gerettet. Die Zeit wird Dich lehren, ob ich wegen dieser That Dein Lob oder Deinen Tadel verdiene.

Sobald Lord R. wieder umgekleidet war, reisten Beide wieder nach London, und begaben sich zu dem Vater der Ladi, in der Hofnung, sie dort anzutreffen; sie hatte sich aber nur einen Tag bey ihm aufgehalten, und war gleich den andern Morgen in das Kloster B = = = abgereist.

Der alte gebeugte Vater, welchem seine Tochter ihr ganzes Verbrechen, und die traurigen Folgen eingestanden hatte, war über die unvermuthete Erscheinung des Lords N. in keiner geringen Verlegenheit. Dieser versicherte ihn aber gleich, daß er wegen des Vergangenen keinen Haß weder auf ihn, noch auf seine Tochter habe, und daß er leztere nicht weiter verfolgen werde. Er bat den

alten

alten Lord, von der ganzen Geschichte nichts mehr zu erwähnen.

Lord N. reiste heimlich, und ohne seinem Freunde hievon ein Wort zu sagen, nach B. . . , begab sich ins Kloster, ließ die Vorsteherinn rufen, und sagte zu ihr: Madame, meine Gattinn hat öfters den Spleen; in einem solchen Anfall fiel es ihr ein, einige Zeit in Ihrem Kloster zuzubringen. Ich wollte mich ihrem Verlangen nicht widersetzen; suchen Sie, sie aufzumuntern, und lassen Sie sie an nichts Mangel leiden. Ich werde alles bezahlen, und Sie noch dafür reichlich belohnen. Machen Sie ihr diesen Aufenthalt so angenehm, als möglich, und schreiben Sie mir vor Verlauf eines Jahres, ob sie nicht Lust bezeige, wieder in die Welt zurück zu kehren.

Lord N. kehrte wieder nach London zurück, ohne seine Gattinn zu sehen, oder zu sprechen; er erkundigte sich aber von Zeit zu Zeit über ihr sittliches Betragen, und ihre Beschäftigung im Kloster. Alle Nachrichten, welche er von ihr durch seine geheimen Kundschafter erhielt, stimmten dahin

hin überein, daß sie ein eingezogenes, tugendhaftes und ganz Tadelfreyes Leben führe.

Lord R., dessen Freundschaft für den Lord N. nie erkaltete, vermied geflissentlich jede Gelegenheit, mit seinem Freunde von der Ladi zu sprechen. Er beobachtete ihn nur in der Stille, und nahm zu seinem Vergnügen wahr, daß Lord N. nach und nach seine vorige Heiterkeit wieder bekam, und für die menschliche Gesellschaft, für welche er schon verloren zu seyn schien, wieder aufzuleben anfieng. Er schloß hieraus, daß sich dieser Roman bald glücklich für den Lord und seine Gattin enden würde, und wartete die Entwicklung desselben ab.

Am Ende des Jahrs erhielt Lord N. einen Brief von der Vorsteherinn des Klosters, in welchem sich Ladi befand. In diesem wurde alles dasjenige bestätiget, was ihm seine Kundschafter von der Aufführung der Ladi hinterbracht hatten. Die Vorsteherinn schrieb ihm, daß Ladi während ihres Aufenthalts im Kloster ausser Ihr und einigen Nonnen keinen Menschen habe sehen und sprechen

wollen,

wollen, daß sie alle Ergötzlichkeiten, die ihr die Vorsteherinn, um sie aufzumuntern, habe verschaffen wollen, ausgeschlagen habe, daß sie nur die Einsamkeit suche, und öfters in ihrem Zimmer ganze Tage unter Weinen und Beten zubringe, woraus Sie urtheilen müsse, daß ein heimlicher Kummer die Ladi drücke, den sie Niemand entdecken wolle, welcher aber für ihre Gesundheit bedenklich werden könnte. Ladi sey fest entschlossen, ihr Leben im Kloster zu endigen, und sey von diesem Vorsatz durch keine Vorstellungen abzubringen. Sie wünsche nur hiezu die Einwilligung ihres Gatten zu erhalten, ihn noch einmal zu sehen, und von ihm Abschied nehmen zu können.

Mehr brauchte Lord N. nicht zu wissen, um seinen schon lange gefaßten Entschluß auf der Stelle auszuführen. Er suchte eilends seinen Freund R. auf, und umarmte ihn mit den Worten: Ich habe immer auf deine Freundschaft sichere Rechnung machen können; ich hoffe, du wirst mir auch heut eine Bitte nicht abschlagen.

Lord R. Wenn ich nicht glaubte, daß du scherztest, so könnte mich dein Zweifel beleidigen. Rede ohne Umstände.

Lord N. Du sollst mit mir eine kleine Reise machen; aber du darfst nicht eher wissen, wohin wir reisen, bis wir an Ort und Stelle sind.

Lord R. Ich gehe überall mit dir, wohin du willst, nur nicht mehr in den Thurm zu ... denn dazu hab' ich wahrlich keine Lust. —

Lord N. Nein, dahin gehet die Reise gewiß nicht, das verspreche ich dir; ich hoffe vielmehr, es soll dir nicht unangenehm seyn, mich zu begleiten; aber mache nur geschwind, der Wagen hält schon vor deiner Thüre, wir müssen gleich abreisen.

Lord N. ließ seinem Freunde keine Zeit, sondern dieser mußte gleich mit ihm fort. Sie fuhren im raschen Trab bis nach B. und hielten gerade vor der Klosterpforte.

Lord N. verlangte seine Gattin zu sprechen. Diese erschrack über den unvermutheten Besuch, und wußte nicht, wie sie ihn ausdeuten sollte;

jedoch

jedoch faßte sie Muth, und bereitete sich auf den Empfang des Lords, so gut, als möglich war. Sie fiel ihrem Gatten zu Füßen; dieser hob sie schnell auf, und drückte sie an seine Brust. Sie wollte reden. Thränen und lautes Schluchzen erstickten ihre Worte; seine feurigen Küsse ließen sie nicht zur Sprache kommen. Weib! — Gatte! — war das einzige, was sie stammelnd hervorbrachten. Lord R. stand stumm dabey, wischte sich eine Freudenthräne aus dem Auge, und betrachtete Beide mit innigster Wonne. Er konnte stolz zu sich selbst sagen: das ist mein Werk; ohne mich wäret Ihr Beide euer ganzes Leben hindurch unglücklich gewesen. Er ließ Beide ihrem stummen Entzücken einige Zeit hindurch über. Endlich nahm er ihre Hände, legte sie in einander, und sagte: du hast deine Gattinn, und Sie, Ladi, haben Ihren Gatten wieder gefunden, liebt euch immer, und seyd glücklich.

Kann ich denn noch auf das Herz des Lords einen Anspruch machen? rief die Ladi in äußerster

Bewegung auf; hab' ich mich nicht seiner gänzlich unwürdig gemacht? —

Stille, unterbrach sie Lord N. wenn du mich liebst, so rede kein Wort mehr von dem Vergangenen.

Er ließ die Vorsteherinn rufen, kündigte ihr an, daß seine Gemahlin sich entschlossen habe, wieder mit ihm nach London zurückzukehren, bezahlte alles, und machte der Vorsteherinn und den übrigen Klosterfrauen ansehnliche Geschenke. Die Ladi beurlaubte sich auf das Zärtlichste von ihren bisherigen Gesellschafterinnen, welche sie ungern von sich ließen, weil sie sich bey ihnen durch ihre Sanftmuth und Leutseligkeit ungemein beliebt gemacht hatte.

Sie fuhren von dem Kloster hinweg gerade nach London, und stiegen bey den Aeltern der Ladi ab. Der alte Vater weinte vor Freuden über ihre Wiedervereinigung und gab ihnen neuerdings seinen väterlichen Segen. Sie feyerten bey ihm ihre Aussöhnung, so wie ihren Hochzeittag, kehrten sodann in ihr Haus zurück, und leben

noch

noch jetzt in einer der glücklichsten und vergnügtesten Ehen in London in Gesellschaft ihres biedern Freundes R., welchem Beide ihr gegenwärtiges Glück zu danken haben.

Das Merkwürdigste, und wodurch sich Lord N. vorzüglich als ein großer Mann auszeichnet, ist, daß er seiner Gattinn weder einen Vorwurf wegen ihrer Untreue machte, noch je mit ihr ein Wort von der ganzen Geschichte redete.

Meine Geschichte ist geendiget, und jene, werthen Leser und Leserinnen, so etwa darüber aus langer Weile eingeschlafen sind, mögen nun sicher aufwachen, und mir vergeben, daß mich meine Amme das Erzählen nicht besser gelehret hat. Haben Sie nur noch die Geduld, auch die zweite Geschichte anzuhören, welche ich Ihnen gleich anfangs versprochen habe; sie ist ganz kurz, und ich werde mir Mühe geben, das wieder gut zu machen, was ich allenfalls in der ersten Geschichte bey Ihnen verdorben habe.

In Irrland lebte eine junge Wittwe auf ihren Gütern, schön, wie Venus, und reich, wie Krösus, aber — (daß doch jedes Ding sein Aber haben muß!) aber eigensinnig, wie ein Karrengaul, stolz, wie ein Pfau, und boshaft, wie der leidige Satan. Alles mußte gleich nach ihrem Willen geschehen, sonst schlug, biß, und zerkratzte sie jeden, der ihr zu nahe kam. — Jede ihrer Launen mußte gleich befriediget werden, sonst war Feuer in allen Ecken, und leider war sie aus lauter Launen zusammengesetzet. Niemand von ihrem Gesinde konnte ein ganzes Jahr bey ihr aushalten, und drey Ehemänner hatte sie in kurzer Zeit zu Tode gequält; alle starben an Gallfiebern, und würden, wenn man sie fragen könnte, lieber in der Erde ruhen wollen, als nur ein Jahr noch mit dieser Kneipzange leben; denn ihr Ehemann war schon gar das geplagteste Thier auf Gottes Erdboden; er mußte alles thun, was sie wollte, und durfte gar nichts thun, was sie nicht wollte. Hatte er einmahl das Unglück, ihren Zorn nur im Mindesten zu reizen; so fiel sie in Ohnmacht, kam aus solcher wieder zu sich, um

ihren theuren Ehegatten unter einem Strom von Krokodillsthränen, die ihrer Bosheit Luft machten, mit den bittersten Vorwürfen zu überhäufen. In diesem Stücke war ihre Redekunst unerschöpflich, und sie hatte Ausdrücke, welche die Teufel in der Hölle nicht beissender erfinden können.

Sie war schon ein ganzes Jahr Wittwe, und noch meldete sich kein Freyer. Ihre Jugend, Schönheit und Reichthum reizten zwar manche; aber ihre übrigen bösen Eigenschaften schreckten wieder Jedermann ab; keiner wollte ihren verstorbenen Ehemännern ins Grab nachfolgen, und jeder fürchtete, das nämliche Schicksal zu haben.

Ein junger benachbarter Edelmann, ein Mann von Kopf und Verdiensten, aber — (schon wieder ein Aber!) arm, wie Job, und ganz verschuldet, gerieth, wie ich unlängst, auf den verzweifelten Gedanken, ein Weib zu nehmen. Er wollte die schöne Wittwe heurathen, und theilte seine Idee einigen guten Freunden mit. Diese baten und beschworen ihn, von seinem Vorhaben abzustehen, und das Schicksal der verstorbenen Ehemänner zu erwägen.

gen. Der Schritt war freylich bedenklich, und das Mittel, seine Umstände zu verbessern, gewagt. Die Sache wurde noch einmahl reiflich überdacht, alle Umstände genau überlegt, und abgewogen. — Hm! dachte er, ich mache durch diese Heurath mein Glück, und kann wenigstens von einer Seite ruhig leben, — aber ihre moralischen Eigenschaften sind böse — jedoch das kann sich vielleicht geben; kann man wilde Thiere bändigen, so muß man doch auch ein böses Weib zahm machen können. Es kömmt nur darauf an, daß man das Ding gleich im Anfange beym rechten Zipfel angreift — ich will es wagen. Er war einer von jenen Menschen, welche, wenn sie einmahl einen Entschluß gefaßt haben, nicht mehr davon abgehen, sondern solchen trotz allen sich ergebenden Hindernissen ausführen. Der Rappe wurde gesattelt, und es gieng im schnellen Galopp zur schönen Wittwe hin. Der Besuch ward angenommen, der Ritter gefiel, und wurde freundlichst ersuchet, öfters zu kommen. Der zweyte Besuch wurde in einigen Tagen wiederholt, und beym dritten machte der Ritter der schönen Wittwe

seinen Heurathsantrag. Dieser wurde ebenfalls nicht übel aufgenommen; man bat sich nur, wie es auch ganz billig war, eine kurze Bedenkzeit aus. Auch diese fiel zu Gunsten des Ritters aus, und die Sache kam in wenigen Wochen zu ihrer vollkommenen Richtigkeit. Der Heurathsvertrag wurde errichtet, und zwar sehr vortheilhaft für den Ritter; — der Tag zur Trauung festgesetzt. Der Ritter besuchte in der Zwischenzeit fleißig seine Braut, schmeichelte ihr, fügte sich in ihre Launen, und gab ihr in allem nach. Er hatte dadurch schon viel über sie gewonnen. Sie hatte große Hoffnung von ihm, und dachte, mit dem Menschen wird etwas zu machen seyn, ich werd' ihn schon nach meinem Sinn ziehen können; hab' ich ihn nur einmahl in meiner Schule, so wird sich alles geben.

Der Tag der Trauung kam heran; das Hochzeitfest sollte prächtig gefeyert werden; alle Anstalten hierzu wurden von ihr getroffen, denn der Ritter mußte ihr gleich anfangs versprechen, ihr die Besorgung desselben ganz allein zu überlassen. Er

ließ sie machen, was sie wollte, und traf auch im Geheim seine nöthigen Anstalten.

Die ganze Nachbarschaft bedauerte den braven Ritter, und prophezeihte ihm, daß er in sein Verderben rennen, und über ein Jahr gewiß zu Grabe getragen werde. Er ließ sich aber nicht irre machen, und war von seinem Entschluß nicht abzubringen.

Der festliche Tag, an welchem der Ritter mit seiner Dame durch die Hand des Priesters auf ewig vereiniget werden sollte, war kaum angebrochen, als schon das ganze Haus in Bewegung war. Gäste waren von allen Orten her geladen, und erwartet, in der Küche wurde gesotten, gebraten und gebacken, daß eine Familie einen ganzen Monat hievon hätte leben können; alle Bedienten waren in großer Galla, und Jedermann war beschäftiget, alles in Ordnung zu bringen.

Die arme Kammerzofe hatte von allen die sauerste Arbeit bey der Toilette der Braut. Sie konnte keine Haarlocke gut machen, keine Nadel recht stecken, sie war das ungeschickteste Thier, so

man

man finden konnte, und bekam nebst den gewöhnlichen Ehrentiteln ein paar tüchtige Maulschellen von der gnädigen Hand ihrer Gebieterinn zum Frühstück.

Die Trauung wurde endlich vollzogen, und sie waren nun Mann und Weib; aber als sie aus der Kirche giengen, veränderte sich die Szene, und es begann ein neuer Akt. Der Ritter sagte zu seiner Gattinn: Madame, wir werden heut zu Mittage bey einem meiner guten Freunde speisen, Sie müssen mit mir dahin reiten. Die Dame glaubte, er scherze, und fieng an, darüber aus vollem Halse zu lachen; der Ritter aber wiederholte ihr seinen Willen mit einem gewissen Ton, der sie bald überzeugte, daß es sein vollkommener Ernst sey. Nun fieng sie an, mit einem verächtlichen Blicke ihn von den Füßen an bis zum Kopfe zu messen, und antwortete ihm trotzig: Ich glaube, Sie sind verrückt — eine Dame, wie ich bin, läßt Ihr von einem solchen Mann, wie Sie sind, nicht befehlen; wenn Sie keine Lebensart besitzen, so will wenigstens ich mich vor den Frem-

den nicht lächerlich machen, welche schon hier sind, und noch kommen werden.

Ritter. Diese mögen glauben, was sie wollen, was bekümmern mich ihre Gäste! Bey den einen können Sie sich entschuldigen, und den Anderen lassen Sie absagen. Kurz, ich befehl' es Ihnen, und Ihre Schuldigkeit ist es zu gehorchen, Sie werden also mit mir reuten. Er befahl, den Rappen zu satteln, und ihm sein Reitkleid, Stiefel und Spornen zu bringen. Die Dame schimpfte und drohte; aber er blieb gelassen, und machte sich fertig zur Reise.

Der Rappe wurde vorgeführt. Die Dame blieb sitzen, und bewegte sich nicht von der Stelle; sie hielt es gar nicht für möglich, daß sich Jemand ihr widersetzen könnte. Der Ritter stieg aufs Pferd, und befahl seiner Gattinn, das Nämliche zu thun. Nun brach das Donnerwetter auf einmal los, ihre Zunge gieng wie eine Klappermühle; sie lästerte, weinte, und schrie in einem fort. Der Ritter befahl ganz kaltblütig seinen Leuten, ihm seine Gemahlinn zu bringen. — Husch

pack=

packten zween rüstige Bursche die Dame, der eine bey der Mitte, und der andere bey den Füßen an, und setzten sie nicht zu sanft vorn auf das Pferd des Ritters. Hier mußte sie sich, aus Furcht hinunter zu fallen, ruhig halten.

Als der Ritter zum Schloßhof hinaus ritt, sprang sein Hund, der immer gewohnt war, neben dem Pferde zu laufen, voll Freuden um das Pferd herum, und fieng an zu bellen. Der Ritter nahm eine Pistole, erschoß seinen Lieblingshund, und sagte: Ich kann heut' keine Freudenbezeugungen auch von Thieren nicht leiden; wer meinen Zorn reizet, wird gestraft, wie dieser Hund. Die Dame stutzte gewaltig ob dieser raschen That; sie wurde nachdenkend und hielt sich ganz stille, nur unterbrach sie das Stillschweigen zuweilen durch einige boshafte Anspielungen, welche aber von dem Ritter unbeantwortet blieben.

Sie ritten ungefähr eine Stunde lang, als der Ritter plötzlich umkehrte, und seiner Gattinn ankündigte, daß er sich anders besonnen habe, und daß sie zu Hause speisen würden, weil er sich eben

er-

erinnere, daß er einige gute Freunde zum Hochzeitmahl eingeladen habe. Die Dame wollte eben ihrem bisher unterdrückten Zorn durch neue Lästerungen wider ihren Herrn Ehegemahl Luft machen, als ein zorniger Blick von ihm, und eine kleine Bewegung mit der Reitpeitsche sie an die Begebenheit mit dem Hunde erinnerte, ihr einen gewissen Respekt einflößte, und sie zum Stillschweigen brachte.

Von ungefähr stolperte der Rappe. Der Ritter stieg hastig vom Pferde, nahm die zwote Pistole, und — schoß sein bestes Pferd vor den Kopf.

Diese neuerliche Katastrophe jagte der Dame ein panisches Schrecken ein; sie zitterte am ganzen Leibe, wollte in Ohnmacht fallen, aber sie hatte dies Universalmittel schon vorher zu Hause ein Paarmahl ohne Erfolg probiret, und konnte sich auch dieses Mahl keinen Nutzen davon versprechen; Sie hielt es also für räthlicher, ohne Ohnmacht zu bleiben.

Alle ihre Plane, die sie auf dem Wege gemacht hatte, den Ritter für seine Kühnheit zu bestrafen, und ihm die Herrschaft, die er sich über sie an-

maßte,

maßte, wieder zu entreißen, wurden durch den zweyten Pistolenschuß auf einmahl vernichtet. Gott! sagte sie stille zu sich selbst, (denn laut getrauete sie sich nicht mehr zu reden) das ist ein Tyrann, ein Unmensch, zuerst erschießt er seinen liebsten Hund, weil er ihm schmeichelt, und dann sein bestes Pferd, weil es stolpert — Gehet er mit dem Vieh so um, wie wird er es erst den Menschen, wie wird er es mir machen?

Ich Unglückliche! was hab' ich gethan? In diesen und noch anderen heilsamen Betrachtungen wurde sie von dem Ritter durch die sonderbare Bemerkung unterbrochen, daß sie nunmehr zu Fuße nach Hause gehen müßten. Es war freylich nicht weit, und in einer Stunde konnten sie bequem diesen Weg machen; aber es war doch immer eine große Strapaze für eine verzärtelte Dame, und obendrein noch an ihrem Hochzeittage!

Dies war das kleinste Uebel gegen das, was noch auf sie wartete. Da kam der Ritter auf den verdammten Einfall, Sattel und Zaum von dem todten Pferde mitzunehmen. Beide waren

ganz

ganz allein, weil der boshafte Mann geflissentlich keinen Bedienten mitgenommen hatte; wenn also der Sattel nicht zurückbleiben sollte, so mußte ihn entweder der Ritter, oder seine Dame tragen. Dieses Mahl aber kam leider die Reihe an sie. Er sagte zu ihr: ich kann den Sattel nicht zurücklassen, er ist noch ganz neu, und kostet mich acht Dukaten. Madame, Sie müssen ihn nach Hause tragen.

Dies war ein neuer Donnerschlag für die arme Dame, sie, die nie etwas anderes, als ihr Schoshündchen getragen hatte, deren zärtliche Füsse nur im Zimmer auf- und abzutrippeln gewohnt waren, die Leute genug zu ihrer Bedienung hatte, die jeden Befehl mit der strengsten Pünktlichkeit vollziehen mußten, sollte jetzt das Lastthier ihres Mannes abgeben, und seinen Reitsattel nach Hause tragen! Welch unerhörte Grausamkeit! Unmöglich — wo sollte sie die Kräfte dazu hernehmen? —

Sie berstete heimlich vor Wuth und Zorn, getrauete sich aber dennoch nicht, Widerstand zu lei-

leisten, weil ihr Mann gerade wieder die Pistolen lud, und ihr die traurigen Geschichten mit dem Hunde und dem Rappen noch zu frisch im Gedächtniß waren. Sie gerieth daher auf sanftmüthigere Gedanken, und wollt es einmahl, vermuthlich das erste Mahl in ihrem Leben, mit Bitten versuchen. Sie stellte ihm den Mangel an Kräften vor, und daß sie ganz gewiß unter der Last, die er ihr auflege, erliegen würde; allein der grausame Mann war unerbittlich; keine Bitte, keine Vorstellung half. Der Ritter band ihr den Sattel auf den Rücken, hieng ihr den Zaum um den Hals; er selbst nahm die Reitpeitsche in eine, und die Pistolen in die andere Hand, gieng vor ihr her, und sie hinter ihm drein. Tiefes Stillschweigen herrschte auf beiden Seiten; aber die schwere Last des Reitsattels preßte ihr manchen Seufzer aus.

Endlich nach einer Stunde zogen der Ritter und seine Gattinn, und zwar letztere ganz mit Staub bedeckt, keuchend, mit gesenktem Haupte und verweinten Augen, in dem Schloßhof ein.

Alle Bedienten, und das ganze Hausgesinde sahen dies Spektakel, und lachten ins Fäustchen. Die guten Freunde des Ritters, welche er vorher geladen hatte, waren auch schon angekommen, und Augenzeugen dieses komischen Aufzuges. Alles hatte sich an diesem Tage wider sie verschworen.

Sobald sie von dem verwünschten Reitsattel befreyet war, wankte sie ganz erschöpft von Mattigkeit und Schweiße, so still als möglich war, in ihr Zimmer, warf sich auf ein Ruhebette, und dachte, solches den ganzen Tag nicht mehr zu verlassen; aber sie irrte sich abermahl. Der Ritter war ein Mann, welcher nichts halb that, und der zu vollenden wußte, was er angefangen hatte.

Es war schon Mittag, und die Tafel gedekket; man wartete nur auf die Frau vom Hause; aber diese erschien nicht, sondern ließ sich entschuldigen: sie hätte rasende Kopfschmerzen, und gar keinen Appetit zum Essen. (Das Letztere mag wohl wahr gewesen seyn!) Allein die Entschuldigung wurde nicht angenommen, der Mann befahl, und das Weib mußte gehorchen. Sie hatte schon zu

viele

viele kräftige Beweise, daß keine Widersetzlichkeit helfe; sie machte also die Kluge, und erschien bey der Tafel. Alle waren aufgeräumt und lustig, nur die Braut saß traurig, und mit verweinten Augen da, wie eine junge Nonne am Tage ihrer Einkleidung. Sie aß wenig und redete gar nichts; alle ihre vorige Lebhaftigkeit hatte sie auf einmahl verlassen. Die Geschichten mit dem Hunde, dem Rappen und dem Reitsattel, den sie noch immer auf dem Rücken zu haben vermeinte, waren ihr stets vor Augen, und die Zeit, die sie bey der Tafel zubringen mußte, schien ihr eine Ewigkeit zu seyn. Endlich gieng auch diese vorüber, und kaum war die Tafel aufgehoben, — so entwischte sie geschwind und wartete mit Zittern in ihrem Zimmer, ob sie nicht wieder ein Befehl ihres strengen Gebieters zu einem neuen Auftritte abrufen werde. Dieses Mahl war sie glücklicher. Der Ritter unterhielt sich mit seinen Gästen, welche erst spät wieder zurückkehrten. Sie hatte also den ganzen Nachmittag bis zum späten Abend Zeit, sich von den ausgestandenen Aengsten zu er-

holen und zu überlegen, wie sie sich künftig gegen ihren Gatten zu betragen habe.

Nach dem Nachtessen führte der Ritter seine Neuverlobte in das Schlafgemach, in welchem der letzte Auftritt dieses Lustspiels gespielt werden sollte.

Er setzte sich zuerst und befahl seiner Gattinn, (was Ihr wohl nicht glauben werdet, meine Schönen!) ihm die Stiefeln auszuziehen. — „Das hätte mir mein Mann befehlen sollen," hör' ich eine oder die andere sagen, „ich hätte ihm die Augen ausgekratzt! — Sachte, meine Schönen, wäret Ihr in der Schule des Ritters gewesen, und hättet einen Reitsattel tragen müssen, ich weiß gewiß, Ihr würdet anders sprechen, und gerne das thun, was seine Gattinn that. Diese gehorchte ohne Widerrede, zog ihm mit ihren zarten Händchen die schmutzigen Stiefeln aus, und brachte ihm die Pantoffeln. Als dieses geschehen war, stand er auf, hieß seine Gattinn sich niedersetzen, und redete sie folgendergestalt an: Sie haben mich jetzt bedienet, es ist nicht mehr, als billig,

daß

daß ich Sie wieder bediene; eine Höflichkeit erfordert die andere; und zog ihr ebenfalls Schuhe und Strümpfe ab. Sie haben gesehen, fuhr er weiter fort, daß ich Herr im Hause seyn will, von meiner Gattinn unbedingten Gehorsam fordere, und keine Unart leide. Ich glaube, der heutige Tag habe Ihnen zur Genüge bewiesen, daß ich der Mann sey, welcher diesen Satz gegen Sie auch in der Folge behaupten wird. Es wird also nur von Ihnen allein abhangen, wie ich mich künftig gegen Sie betragen soll. Wollen Sie Ihre bisherigen Unarten ablegen, sanftmüthig, gelassen und folgsam seyn, so werden Sie stets den zärtlichsten Ehemann und besten Freund an mir haben; werden Sie aber in Ihrer tückischen Bosheit und Halsstarrigkeit fortan beharren wollen, so werd' ich Sie durch gewaltsame Mittel zum Gehorsam zu bringen wissen, und das, was heut' geschehen ist, soll nur das Vorspiel zu weit ärgeren Auftritten seyn, welche auf Sie warten, und — —

Sie ließ ihn nicht ausreden, fiel ihm um den Hals, küßte ihn unter Thränen der Freude und

wah-

wahrer Reue über ihre Fehler, versprach vollkommene Besserung, und hielt in der Folge alles pünktlich, was sie versprochen hatte. Beide waren glücklich; sie war seit diesem Tage das beste, sanftmüthigste Weib, wurde von ihrem Gatten inniglich geliebt, von Jedermann geschätzt, und von ihren Untergebenen, welche sie vorher nur fürchteten und haßten, nunmehr verehret, und fast angebetet.

Diese Geschichte ist ein neuer Beweis, daß man durch immerwährendes Poltern und Keifen mit den Dienstbothen nichts richte, sondern sich nur ihre Verachtung und ihren Haß zuziehe, und daß jenes, was aus Neigung und Liebe geschieht, viel besser und schneller vollzogen werde, als was man mit Gewalt erzwingen muß.

Merkt's euch, meine Frauen, besonders diejenigen, denen das Poltern schon zur Natur geworden ist, und die verlangen, daß ihre Dienstbothen lauter Engel und ohne Fehler seyn sollen. Traget Nachsicht mit ihren kleinen Fehlern, und bedenket, daß manche Magd, wenn ihr hartes

Schick-

Schicksal sie nicht zu dienen zwänge, eine bessere Hausmutter, als Ihr, seyn würde.

Euch aber, meine Herrn, die Ihr in den heiligen Ehestand tretet, und das Unglück habt, ein böses Weib zu bekommen, rath' ich die Kur mit dem Reitsattel an; es ist ein bewährtes Mittel, und hilft gewiß, wenn es zu rechter Zeit und gleich anfangs, ehe das Uebel weiter um sich greift, angewendet wird. Hingegen räumt Ihr eurem Weibe nur an einem einzigen Tage die Herrschaft über euch ein, und lasset ihr ihre Unarten hingehen, so hilft kein Mittel mehr, und ich weiß euch alsdann nichts anders zu rathen, als — Geduld.

---

Eine

## Eine besondere Art, einen Leibeserben zu bekommen.

C = = aus einem der ersten Häuser in Venedig, war mit einem jungen sehr schönen Weibchen verheurathet. Es fehlte ihnen dem Scheine nach zu ihrem vollkommenen Glücke gar nichts. Großer Reichthum, herrliche Landgüter, ein prächtiges Haus, von Jedermann geschätzt, und über dieses im Besitze eines jungen, an Leib und Seele schönen Weibes — welcher Mann sollte da nicht glücklich seyn? Und dennoch war es der Venezianer nicht. Was halfen ihm seine großen Reichthümer? seine schönen Landgüter? sein prächtiges Haus? sein Ansehen in der Stadt? und sein junges Weib? wenn dies alles mit seinem Tode erlöschen, seine Reichthümer in fremde Hände fallen, und er keinen Erben bekommen sollte, der seinen Namen fortpflanzen, und durch welchen er

sich

sich in seinen Enkeln gleichsam verewiget sehen könnte? Dies war der einzige Kummer, der die Glückseligkeit dieses Ehepaares störte.

Beide dachten nach, wer wohl von ihnen die Ursache dieses Unglückes seyn möchte? Das Weibchen schüttelte den Kopf, und sagte bey sich selbst: An mir kann die Schuld nicht liegen; unmöglich kann ich glauben, daß mein Acker unfruchtbar seyn sollte. Ach! würde er nur besser gepflüget, und fleißiger angebauet! Aber mit dem Pflügen und Anbauen gieng es freylich nicht am besten. Der Acker mußte oft brach liegen, und wurde er ja auch einmahl im Jahr besäet; so geschah das Ding mit sehr vieler Mühe; der arme Mann plagte sich entsetzlich dabey, und schwitzte heiße Tropfen, und dennoch war des Saamens so wenig, und er so dünn, daß er unmöglich Wurzel fassen konnte. Er hatte nämlich in seiner Jugend der Göttinn Venus zu oft geopfert, und dieser Verlust läßt sich nie wieder ersetzen; er schlug sich daher öfters im Geheim auf seine Brust, und rief mit beklemmtem Herzen: Herr! es ist meine Schuld.

In-

Indessen wurden Aerzte konsultirt, Bäder angeordnet, und versuchet, Wallfahrten zum heiligen Antonius versprochen; besonders betete das junge Weibchen unablässlich zu diesem wunderbaren Heiligen, er möchte doch auch ein Wunder an ihr wirken, und ihrem Gatten die verlorne Kraft und Stärke zur Erfüllung der Pflicht des heiligen Ehestandes wieder geben, damit sie einmahl das Vergnügen, zum Weibchen gemacht zu werden, ganz schmecken könne, welches Glück ihr bis jetzt nicht wiederfahren sey. Aber alles half nichts, bis ihr endlich der Zufall gewährte, was weder die Aerzte, noch die Bäder, noch das Gebet zum heiligen Antonius zuwege bringen konnten.

Ein junger schöner deutscher Jüngling ebenfalls von guter Familie, der gerade in seinem aufblühenden Alter war, und nicht, wie so viele Jünglinge, welche im zwanzigsten Jahre schon Greise sind, seine ganze Manneskraft an feile Buhldirnen verschwendet hatte, kam auf seinen Reisen nach Venedig, und wollte sich einige Zeit da aufhalten, um alle Seltenheiten dieser berühmten

Stadt

Stadt zu sehen; er wollte von seinen Reisen auch einigen Nutzen ziehen, und nicht wie viele seines Gleichen ganze Länder wie ihr Reisekoffer auf dem Wagen durchstreifen, das Geld verschwenden, und sich dafür unheilbare Krankheiten in den Bordellen holen.

Der Venezianer sah den Deutschen öfters auf dem Markusplatz spazieren, der Mann fiel ihm besonders auf; sein schöner Wuchs, sein nervigter Körper, seine Habichtsnase, ließen ihn mit Grunde vermuthen, daß die Natur bey ihm nichts vergessen habe, was zur Vollkommenheit eines Mannes im physischen Verstande dieses Wortes gehöret, und daß jener verborgene Theil des Körpers, auf den das schöne Geschlecht beym ersten Anblick eines Mannes so gern verstohlnerweise hinsieht, und welchen dasselbe so gut zu beurtheilen weiß, ganz verhältnißmäßig mit den äußeren sichtbaren Theilen des Körpers sey; denn der gute Mann hatte den Ovid von der Liebe fleißig gelesen, und dadurch sich in dieser Sache ziemliche Kenntniß erworben. Plötzlich fiel ihm ein

Ga-

Gedanke ein, der zwar ein wenig sonderbar war, aber nichts desto weniger gleich ausgeführt wurde.

Als sich einstens der Deutsche auf einem einsamen Spaziergange länger als sonst verweilte, wurde er auf einmahl von vier verkappten Männern überfallen; diese verbanden ihm die Augen, verstopften ihm den Mund mit einem Tuche, daß er nicht schreyen konnte, und packten ihn ohne weitere Umstände in eine schon in Bereitschaft stehende Gondel ein. Hier fand er noch zween andere verkleidete Männer, die ihm das Tuch aus dem Munde nahmen, ihn zu beruhigen suchten, und ihn versicherten, daß ihm kein Leid wiederfahren werde, wenn er schweige, und keinen Lärm mache.

Die Gondel landete vor einem großen Pallast; der Deutsche wurde immer mit verbundenen Augen Stiegen auf, Stiegen ab, durch lange Gänge und viele Zimmer in einen schönen grossen Saal geführt. Hier wurde ihm die Binde von den Augen genommen, und ihm noch einmahl mit

einem gewissen Nachdruck anempfohlen, sich ruhig zu verhalten.

Kaum hatte der Deutsche sich von seinem Schrecken erholet, und seine jetzige gewiß nicht angenehme Lage überdacht, als sich auf einmahl die Thür des nächsten Zimmers öffnete, und ein bejahrter, prächtig gekleideter Mann herein trat, den er für den Herrn des Hauses hielt, weil sich die Bedienten, denn diese waren die verkleideten Männer, gleich ehrfurchtsvoll zurückzogen. Dieser redete den Deutschen folgendergestalt an:

„Mein Herr! vergeben Sie mir die Angst, „die ich Ihnen verursacht, und die unangenehme „Art, mit welcher ich Sie in mein Haus kom„men ließ. Beruhigen Sie sich, ich geb' Ihnen „mein Ehrenwort, es soll Ihnen nicht nur kein „Leid wiederfahren, sondern Sie sollen am Ende „noch eine große Belohnung von mir erhalten, „wenn Sie mir den wichtigen Dienst erweisen, „den ich von Ihnen fordere, und welcher Ihnen, „wie ich glaube, eben nicht gar unangenehm seyn „wird."

„Ich bin sehr reich, besitze das schönste Weib „in Venedig, welche alle vortrefliche Eigenschaften „der Seele mit ihren körperlichen Reitzen verei„niget, und bin doch nicht glücklich — unserer „beiderseitigen Zufriedenheit fehlt ein Erbe, „der nach meinem Tode meinen Namen fortfüh„ren, und meine Familie fortpflanzen wird; statt „dessen muß ich voraus sehen, daß mein großer „Reichthum, und meine schönen Landgüter ganz „fremden Leuten zufallen werden, die meiner „spotten, und schon jetzt kaum meinen Tod er„warten können. Um dieses zu verhindern, hab' „ich beschlossen, alles mögliche anzuwenden, es ko„ste was es wolle."

„Ich sah Sie von ungefähr auf dem Mar„kusplatz spatzieren, und erkannte Sie für einen „Deutschen. Ihr schöner schlanker Wuchs, Ihr „frisches blühendes Aussehen ließ mich vermuthen, „daß Sie ganz der Mann seyen, den ich zu mei„nem Entzweck brauche. Kein Mittel war mir „zu kostbar, um Sie in meine Gewalt zu bekom„men, und Sie sehen, daß es mir gelang. Nun

„hören Sie Ihre Bestimmung. Sie werden mei-
„ne Gattinn sehen, bey ihr schlafen, und so lang
„in meinem Hause wohnen, bis sie von Ihnen
„schwanger wird. Sie werden alles im Ueberfluß
„haben, keine Bequemlichkeit des Lebens soll Ihnen
„fehlen, und jeder Ihrer Wünsche wird pünktlich er-
„füllet werden; aber der mindeste Versuch, entflie-
„hen zu wollen, oder meiner Gattinn Namen zu
„erfahren, kostet augenblicklich Ihr Leben, und
„eben so wenig kommen Sie lebendig mehr von
„dieser Stelle, wenn Sie sich meinem Verlangen
„widersetzen. Wählen Sie, ich erwarte Ihren
„Entschluß."

Hier blieb nun freylich dem Deutschen keine große Wahl übrig, und er wählte das, was wohl ein Jeder von uns in seiner Lage würde gewählt haben — er fand es nämlich klüger, bey einem schönen Weibe zu schlafen, als plötzlich eine Reise in die andere Welt zu machen. Er fügte sich daher ganz in den Willen seines Gebieters. Dieser führte den Deutschen zu seiner Gattinn, welche auf seinen Empfang schon vorbereitet war.

Sie saß oder lag vielmehr auf einem Ruhebette in einer nachläßigen Stellung, die aber den schönen Bau ihres Körpers seinen Augen nicht entzog. Sie war ein wahres Ideal der medizeischen Venus; ihre lilienweißen Hände, ihr runder Arm, ihr Schwanenhals, ihre vollen Brüste hart wie der Marmor, und weiß, wie der Schnee, das kleinste Füßchen, so er jemahls gesehen, ließen ihn eine vollkommene Schönheit und das richtigste Ebenmaaß ihres Körpers vermuthen, er konnte hieraus auf ihre übrigen Reitze schließen, die ein neidisches Gewand seinen neugierigen Blicken verhüllte. Eine solche Erscheinung würde auch den heiligen Einsiedler Paul in seinen himmlischen Betrachtungen gestöhret haben! Ihr Anblick war für den Deutschen überraschender, als alles, was ihm bisher in dieser kurzen Zeit begegnet war; er glaubte, ins Paradies zu einer Houris übersetzt zu seyn.

Seine Bezauberung würde vollkommen gewesen seyn, hätte er seine Gebieterinn ganz von Angesicht sehen können; Allein dieses Glück

ward

ward ihm nicht gegönnet. Eine schwarzsammtne Larve bedeckte die Hälfte ihres Gesichtes bis an den Mund, welcher Beiden zum Küssen frey gelassen wurde. — Diese Larve trug sie Tag und Nacht, und legte solche, so lang er bey Ihr wohnte, ungeachtet seines Bittens nie ab. Sogar alle Bedienten, die um ihn waren, hatten jederzeit Larven vor dem Gesicht; auch sah' er in dieser Zeit niemahls ein Tageslicht, sondern alle Zimmer waren auch bey Tage mit Wachslichtern beleuchtet.

Die schöne Venezianerinn empfieng ihren Adonis mit aller ihr eigenen Annehmlichkeit, mit der Versicherung, daß sie sich nach allen ihren Kräften bestreben werde, ihm die Zeit, so er ihr schenken werde, so angenehm als möglich zu vertreiben. Sie ließ ihn, so viel es nur die weibliche Schamhaftigkeit zuließ, deutlich merken, daß ihr sein Geschäft bey ihr nicht unbekannt, und daß sie mit der Wahl ihres Gatten vollkommen zufrieden sey. Letzterer, welcher nunmehr eine überflüßige Rolle spielte, entfernte sich,

nachdem er noch vorher seiner Gattinn den neuen Freund bestens anempfohlen hatte, und wir werden ihn zu seiner Zeit schon wieder sehen.

Beide waren nun allein, Beide wußten die Ursache, warum man sie zusammen gebracht hatte, Beide mußten also trachten, zum Ziele zu kommen. Man sollte denken, ein junger feuriger Mann bey vollen Kräften, eingeschlossen mit einer aufblühenden Schönheit, an welcher die Natur ein Meisterstück gemacht hat, und die alles besitzet, was nur immer die Sinne reitzen kann, werde nicht viele Umstände machen, sondern gleich zum Hauptwerke schreiten — — aber bey unserem Deutschen war es anders. Er war schüchtern — es war ihm nicht gar wohl bey der Sache, eine gewisse Unruhe, Bangigkeit, und Mißtrauen, ob ihm nicht eine Schlinge gelegt werde, der er nicht entgehen könne, und worin er vielleicht seinen Untergang finden werde, bemächtigten sich seiner in der ersten Nacht auch in jenen unbeschreiblichen Augenblicken, in welchen die Wollust den Menschen zu den Göttern

erhe-

erhebet, und ihn alles irrdische Gefühl vergessen macht. Er machte zwar seiner Nazion keine Schande; aber er war kein Herkules, und würde grössere Ehre eingeleget haben, hätte er sich mit seinem Täubchen im Freyen ohne Sorgen begatten können. Die holde Venezianerinn wußte ihn bald zu beruhigen, ihm alle Zweifel und alles Mißtrauen zu benehmen, und ihn die auf einige Zeit verlorne Freyheit durch ihre Liebkosungen vergessen zu machen — Wer kennt nicht die unerschöpfliche Erfindungskraft der Weiber, besonders der Italienerinnen, jedes Vergnügen in dem Liebeskampfe unendlich zu vervielfältigen, und die Sinne zu berauschen! Wer sich hievon keinen Begriff machen kann, der mag den Meursius, Ovid, Grecour, Wieland ꝛc. nachlesen. Diese in der Kunst zu lieben erfahrnen Männer werden seiner Einbildungskraft getreulich zu Hülfe kommen. Ueberdieß wurde nichts verabsäumt, um den Liebesritter bey guten Kräften, und im Stande zu erhalten, seiner Geliebten Genüge zu leisten.

So durchlebte dieses Liebespaar drey volle Monate unter abwechselndem Vergnügen im Taumel der Freude und der Wollust. Tage verschwanden ihnen wie Stunden, und Stunden deuchten ihnen nur Augenblicke zu seyn. Man sagt zwar, der Genuß sey das Grab der Liebe, und das schöne Geschlecht soll, um die Männer getreu zu erhalten, mit ihren Gunstbezeugungen sparsam seyn, und ihren Liebhabern nie alles, sondern jederzeit nur so viel geben, daß diesen noch immer etwas zu verlangen, und jenen etwas zu geben übrig bleibe. Dieser Satz ist besonders bey jenen Liebschaften richtig, woran das Herz keinen Antheil nimmt, und der Geist keine Nahrung findet. Sobald der Naturtrieb ganz befriediget ist, und der Mann den Becher der Wollust bis auf den letzten Tropfen geleeret hat, wird er leicht seine Geliebte überdrüssig, suchet einen anderen Gegenstand, findet ihn, und entdecket neue Reitze bey ihm. Er flattert wie ein Schmetterling von einer Schönen zur andern, um ihre Blume zu pflücken, bis er

endlich einmahl auf eine geräth, die die Kunst die Männer zu fesseln versteht, und ihn fest hält. Darum rath' ich euch, meine Schönen, seyd haushälterisch mit euren Gunstbezeugungen gegen eure Liebhaber; tischet ihnen hievon jederzeit nur soviel auf, als nöthig ist, ihren Hunger ein wenig zu stillen; sättiget sie aber nie ganz, damit sie immer bey gutem Appetit bleiben. Ueberfluß gebiehret Ekel. Prahlt aber auch nicht zu sehr mit eurer weiblichen Tugend. Wir Männer wissen ja wohl, was es mit diesem Dinge für eine Beschaffenheit habe? und daß eure Festungen nicht unbezwinglich seyen, wenn man euer Herz, und eure Liebe besitzet, und die Schäferstunde abzuwarten weiß. Wie Manche hat ihre Tugend nur ihrem kalten Temperamente oder dem Zufalle, oder dem kleinen Umstande zu danken, daß ihre Keuschheit nie angefochten worden ist, und sie niemahls Gelegenheit zu sündigen gehabt hat. Dadurch glaubt eine solche Schöne schon berechtiget zu seyn, die strenge Sittenrichterinn ihrer schwächern Mitschwestern zu machen!

Wie

Wie Manche, die im Ruf der strengsten Keuschheit ist, läßt sich gern den Gürtel lösen, wenn es nur im Geheim, ohne daß es die böse Welt erfährt, geschehen kann! Wir sind ja alle Menschen, und die Natur hat in uns Allen gleichen Trieb zur Begattung gelegt. Wenn wir schon nicht immer auf die Nase fallen; so straucheln wir doch gewiß wenigstens einmahl in unserm Leben.

Am wenigsten werdet Ihr mich überreden, meine holden Göttinnen, daß Ihr euch bey euren Liebhabern blos mit einer platonischen und geistigen Liebe begnüget, daß euer größtes Vergnügen nur darin bestehe, bey hellem Mondschein auf gut Siegwartisch zu seufzen, und sich wechselseitig durch unschuldige Küsse engelreine Liebe zu schwören. Entweder wollt Ihr mit diesem Märchen die Welt betrügen, oder Ihr betrügt Euch selbst; denn die Sinne spielen doch immer die Hauptrolle in der Liebe, und wenn Ihr noch so engelrein zu seyn glaubet, so gehet es vielen unter Euch doch am Ende auch nicht

besser, als uns gewöhnlichen Menschen. Ihr fanget mit Plato an, und endet mit Epikur.

Das Beste ist, Ihr bleibt hübsch in der Mittelstraße. Ein Mädchen, oder Weibchen, das weder ganz geistig, noch ganz sinnlich ist, das von beydem gerade so viel besitzet, als es nöthig ist, um das Herz und die Sinne eines Mannes zu fesseln, welches mit ihren Gunstbezeugungen weder zu voreilig, noch zu zurückhaltend ist, welches den Geist und die Sinne des Mannes abwechselnd zu beschäftigen, und in der Thätigkeit zu erhalten weiß, darf nicht befürchten, daß ihr ihr Liebhaber sobald untreu werde, wenn sie anders in der Wahl behutsam ist. Sollt' er auch einmahl einen kleinen Seitensprung machen, so kehrt er bald wieder zu ihr zurück, und dann ist seine Rückkehr ein neuer Triumph für sie, und das Band der Liebe wird dadurch nur enger geknüpfet.

Die neue Geliebte des Deutschen in Venedig besaß alle Gaben, einen Mann zu fesseln, und in den Liebesketten zu erhalten, im vollkommen-

sten

ßen Grade; sie wußte ihn zu rechter Zeit genießen zu lassen, und ihm den Genuß zu verweigern, wenn sie es nothwendig fand; sie wußte immer mit Ernst und Vergnügen abzuwechseln, und ihn mit letzterem nie ganz zu sättigen. Er mußte öfters durstig von der Quelle gehen, damit er sich bald wieder nach derselben sehnte. Auf diese Weise waren Beide glücklich. Keine Langeweile, keine Sorge stöhrte ihr beiderseitiges Vergnügen; er glaubte, ins Elisium übersetzt zu seyn, lebte nur in seiner Geliebten, konnte gar nicht zu sich selbst kommen, vielweniger den Gedanken denken, daß er sich einmahl von seiner theuern Venezianerinn trennen müsse, und dennoch rückte dieser traurige Zeitpunkt schon mit Riesenschritten heran.

Es zeigten sich bey der schönen Venezianerinn nach drey Monaten nicht zweydeutige Kennzeichen der Schwangerschaft; sie zeigte diese angenehme Nachricht sogleich ihrem Gatten an. Letzterer, um seiner Sache gewiß zu seyn, zog hierüber Aerzte und Wundärzte zu Rathe; alle bestätigten einmüthig die Gewißheit, und wünschten

dem

dem Venezianer zum Erben Glück, welcher doch hiezu nichts beygetragen hatte.

Mit beklemmtem Herzen kündigte die schöne Venezianerin ihrem Geliebten an, daß nunmehr sein Tagewerk vollendet sey, und sie Beide sich auf ewig, ohne sich in ihrem Leben noch einmahl zu sehen, trennen müßten. Wie erschütternd diese Nachricht für den wahrhaft verliebten Deutschen war, der ohne seine Gebieterinn nicht mehr leben zu können glaubte, der so gern ihren Gatten der beschwerlichen Ehestandspflicht noch länger überhoben hätte, läßt sich leichter denken, als beschreiben; allein hier half kein Sträuben. Sein Schicksal wollt' es, und er mußte gehorchen. Eine einzige Nacht wurde ihnen noch gegönnet; und diese war die letzte, die sie in diesem Leben mit einander zubringen durften. In dieser wurde an keinen Schlaf, an keine Ruhe gedacht; denn hierzu, und zur Erholung blieb' ihnen nach ihrer Trennung Zeit genug übrig. Vielmehr strengten Beide ihre äußersten Kräfte an, um sich die gegenseitige Liebe und Zärtlichkeit zum Letztenmahl

zu beweisen. Ihre Seelen schmolzen so, wie ihre Körper zu wiederholtenmahlen in eines zusammen; nie konnten sie sich trennen. Er konnte sich an ihrem schönen Körper nicht satt genug sehen, gleichsam als wollt' er sich ihre Engelsgestalt auf ewig unvergeßlich machen.

Noch lagen sie so fest in einander geschlungen, wie zwey Eichen, die mit ihren Aesten zusammen gewachsen sind, als sie sich zuerst ermahnte, ihm ein Lebewohl auf die Lippen zu drükken plötzlich sich seinen Armen entriß, aus dem Bette sprang, ein leichtes Nachtkleid um sich warf, und dann ewig aus seinen Armen verschwand.

Hier lag nun der arme Deutsche wie versteinert ganz allein — Vergebens rufte er seine Geliebte, streckte seine Arme nach ihr aus. — Sie war nicht mehr da. — Die ganze Welt war ein leeres Chaos für ihn, und er glaubte allein in der Schöpfung zu seyn. — In dieser Betäubung brachte er einige Zeit zu, bis die Bedienten kamen, ihn ankleiden zu helfen. Endlich erschien der Venezianer, und überreichte ihm eine Rolle

von tausend Dukaten mit folgenden Worten: „Empfangen Sie meinen wärmsten Dank für den „wichtigen Dienst, den Sie mir erwiesen haben. „Ich habe durch Sie meinen Entzweck erreichet, „alle meine Wünsche sind nunmehr erfüllt, und „Sie haben mich zum Glücklichsten der Männer „gemacht. Nehmen Sie dieses kleine Geschenk „als ein Kennzeichen meiner Dankbarkeit an; es „soll nicht das einzige, auch nicht das letzte seyn. „Sollten Sie in Ihrem Leben zuweilen in einige „Verlegenheit wegen Mangel an Baarschaft ge„rathen, so schreiben Sie an mich unter der Zu„schrift, die ich Ihnen hier mitgebe, und Sie „werden jederzeit hinlängliche Hülfe von mir er„halten, wenn Sie auch Meere von mir trennen; „Sie werden aber selbst einsehen, daß ich alle „mögliche Vorsicht gebrauchen muß, damit meine, „und meiner Gattinn Ehre gerettet werde, und „diese Begebenheit ein ewiges, für Jedermann „undurchdringliches Geheimniß bleibe. Sie müssen „mir daher einen Eid schwören, daß Sie heut „noch von Venedig abreisen, vor zehn Jahren

„nicht

„nicht wieder zurückkehren, und in dieser Zeit kei=
„nem Menschen entdecken wollen, was Ihnen bey
„mir wiederfahren ist. Sollten Sie je diesen
„Schwur brechen; so ist der Tod Ihr gewisses
„Loos, und Sie werden meiner Rache nirgends
„entgehen, wo Sie auch immer seyn mögen.
„Meine Gondel wird Sie wieder auf den nämli=
„chen Platz zurückbringen, von dem ich Sie habe
„abholen lassen. Kehren Sie sodann in Ihr
„Wirthshaus zurück, dort werden Sie Ihren Be=
„dienten finden, der Sie erwartet; halten Sie
„sich aber nicht lange auf, denn Sie müssen noch
„diesen Abend nach Mästre fahren."

Der Deutsche schwur ihm die genaueste Be=
folgung, und alles geschah pünktlich, was der Ve=
nezianer sagte. Der Deutsche wurde wieder mit
verbundenen Augen von den Bedienten des Ve=
nezianers auf den nämlichen Platz zurückgebracht,
von dem er entführt worden war; er kehrte in
sein Wirthshaus zurück, und fand seine Rechnung
schon bezahlt. Sein Bedienter, dem gleich am

nämlichen Abend, als sein Herr verschwunden war, Jemand die Nachricht brachte, er habe sich jähling entschlossen, mit Jemanden eine Lustreise zu machen, und werde vielleicht vor drey Monaten nicht zurückkommen, er solle dieserwegen außer Sorgen seyn, und sich gut geschehen lassen, befolgte treulich diesen Rath, ließ sich nichts abgehen, und erwartete ganz ruhig die Zurückkunft seines Herrn; er war daher zwar erfreut, ihn wieder zu sehen, aber nicht sehr erstaunt über seine lange Abwesenheit.

Es stund nicht lang an, so kamen zween Bediente ins Wirthshaus, und kündigten ihm an, daß es Zeit sey, nach Mästre zu fahren. Er reiste mit seinem Bedienten ab, und kehrte nie wieder nach Venedig zurück; nur wollt' er einmahl versuchen, ob der Venezianer auch in allem Wort halte, was er versprochen habe. Er schrieb ihm daher, daß er eine große Reise vorhabe, wozu sein Geldvorrath nicht zureichend seyn dürfte, er möcht' ihm daher zu wissen machen, an wen er sich zu wen-

den hätte, falls auf der Reise seine Baarschaft ausgehen sollte. Er erhielt richtig Antwort, und ein Verzeichniß der vornehmsten Wechsler in allen Hauptstädten von Europa, die ihm jederzeit so viel Geld auszahlen würden, als er verlange; er machte aber hievon keinen Gebrauch, weil er selbst reich war, und nie in die Lage kam, von diesem Anerbiethen Gebrauch machen zu müssen. Hingegen konnte er seine liebenswürdige Venezianerin lange nicht vergessen; ihr holdes Bild schwebte ihm beständig vor den Augen, die süße zugleich schmerzhafte Rückerinnerung an jene wonnevollen Stunden, die er in ihren Armen so reichlich genoß, war lange Zeit seine einzige und liebste Beschäftigung, bis endlich Zeit und Vernunft diese Wunde heilten, und seine Liebe auf einen anderen Gegenstand leiteten.

Wie es aber dem jungen Weibchen nach der Abreise des Deutschen ergieng? Wie ihr, nach den vielen schwelgerischen Nächten, die ohnmächtigen Liebeskosungen ihres entkräfteten Gatten behagten? und ob sie nicht, durch die Leckerbissen des

Deut-

Deutschen lüstern gemacht, für die nächtliche Fasten, die sie bey ihrem Gatten so oft, und so strenge halten mußte, sich heimlich schadlos zu halten, zuweilen ein Mittel fand, mag der Leser selbst errathen. So viel ist aber gewiß, daß, wenn ein Mädchen, oder Weibchen einmahl einen kraftvollen Mann umarmet, und den Nektar der Wollust in langen Zügen eingeschlürfet hat, sie dem Hange, den Naturtrieb zu befriedigen, schwer widerstehen könne. Wer kennt ihre Lüsternheit nicht? Hat nicht selbst unsere Urmutter Eve, sobald sie von dem Baum des Lebens gekostet hatte, die Frucht so wohlschmeckend befunden, daß sie sich keinen Abbruch thun konnte, und noch dazu den guten Adam verleitete, von der verbotenen Frucht zu essen? Seit dieser Zeit maßen sich die Weiber immer ein gewisses Vorrecht über uns Männer an, und wir mögen machen, was wir wollen, so führen sie uns doch am Gängelbande, wohin es ihnen gefällt. Sträuben wir uns, und wollen unser männliches Ansehen behaupten, so wissen sie uns so kirre zu machen, daß wir sie am Ende noch um Verzeihung

und um schönes Wetter bitten müssen. Was ist nun zu thun? meine lieben Brüder! — — Das Klügste ist, glaubt mir, Ihr machet es, wie ich es jetzt mache, und — — — — — schweiget.

Doppelte

## Doppelte Rache für verschmähte Liebe.

Der Mensch, welcher wahre Frömmigkeit ohne Heucheley, Wohlthätigkeit ohne Prahlerey, Freundschaft ohne Falschheit, Liebe zum anderen Geschlecht ohne Geilheit, Verstand ohne Leichtsinn oder Bosheit, Gelehrsamkeit ohne Pedanterey, Nächstenliebe ohne Eigennutz, und andere Nebenabsichten besitzet, welcher Beleidigungen ertragen kann, ohne an Rache zu gedenken, im Unglück standhaft bleibet, im Glück nicht hochmüthig wird, andere nicht zu stürzen suchet, um sich durch ihren Fall zu erheben, welcher keine Freude an dem Unglück seines Nebenmenschen hat, wirthschaftlich ohne Geiz — freygebig ohne Verschwendung, und aufgeklärt ist, ohne intolerant zu seyn, welcher Thätigkeit und Schnellkraft hat, wenn es um das Beste der leidenden Menschheit zu thun ist; der Mensch, sag'

ich, welcher alle diese Tugenden ohne die entgegengesetzten Laster in sich vereiniget, soll wohl annoch gebohren werden, so wie das Mädchen, welches bis in ihr achtzehntes Jahr weder aus Mangel an Gelegenheit zu sündigen, noch aus Furcht vor den Folgen des männlichen Beyschlafes, sondern aus ächten Grundsätzen der Tugend im strengsten moralischen Verstande keusch bleibet, auch selten seyn wird. Eben so wenig ist vielleicht das Weib bis jetzt gebohren worden, welches allen Verführungen eines rüstigen Liebhabers zu widerstehen, und jeder Schlinge glücklich zu entgehen, welche ihr von ihm geleget werden, fähig wäre, wenn er sich einmahl fest in den Kopf gesetzet hat, ihre Tugend zu besiegen, und ihren Gatten zum Hahnrey zu machen.

Die Wahrheit dieses Satzes hat die Markise von ** an ihr selbst erfahren. Sie war eine aufblühende Schönheit im Lenz ihres Alters, und erst ein Jahr mit dem Markis von F = = verehlichet. Ihr Lebenswandel war untadelhaft; sie liebte ihren Gatten, wurde von ihm wieder geliebet, und

und Niemand konnte sie nur der mindesten Koketterie beschuldigen.

Der Graf von L. sah sie, und wurde sterblich in sie verliebt. Er war ebenfalls ein junger, schöner Mann voll Feuer und Lebhaftigkeit, welcher alle Eigenschaften besaß, die das schöne Geschlecht von einem Manne fordert. Er war ein erfahrner Held in der Liebe, wenige Mädchen und Weiber konnten seinen Verführungen widerstehen; aber Beständigkeit war nie seine größte Tugend, er spielte bey einer Jeden den eifrigen Liebhaber so lang, bis er seinen Entzweck bey ihr erreichet hatte, dann versuchte er sein Glück wieder bey einer anderen. Platonische Liebe war ebenfalls seine Sache nicht, sondern er fieng gleich da den Roman an, wo ihn andere zu endigen pflegen.

Der Graf hatte kaum die Markise gesehen, als auch schon der Vorsatz in ihm reifte, nicht eher zu ruhen, bis er nicht mit ihr die Zahl seiner Eroberungen vermehret habe. Der Plan zu ihrer Niederlage wurde entworfen, die Vestung

sollte entweder kapituliren, oder mit Sturm erobert werden.

Sein erstes Geschäft war, sich um den Namen, Stand und die Wohnung seiner neuen Schönen zu erkundigen. Ein Kammerdiener des Grafen, welcher seine Geschicklichkeit in diesen Fällen schon öfters bewiesen hatte, mußte während acht Tagen in Paris herumlaufen, und von allem, was die Markise betraf, genaue Kundschaft einholen; er selbst suchte die Markise in allen Gesellschaften und Theatern auf.

Endlich gelang es ihm, sie bey der Herzogin von *** anzutreffen, und sprechen zu können. Er fand zu seinem größten Vergnügen, daß sie einen ausgebildeten Verstand hatte, und ihre Seele so schön, wie ihr Körper war; ihre liebenswürdigen Eigenschaften machten ihn nur noch verliebter. Er hatte keine Ruhe, dachte an nichts anders, als an seine schöne Markise, und alle seine bisherige Schönen bekamen den Abschied. Zwo kleine Brunnetten, und eine schmachtende Blondine grämten sich durch drey Tage über den Verlust

des Grafen fast zu Tode, und trösteten sich den vierten Tag mit einem neuen Liebhaber.

Bey der ersten Gelegenheit, welche der Graf fand, die Markise ohne Zeugen zu sprechen, machte er ihr seine vollkommene Liebeserklärung. Die Markise hörte ihn gelassen an, ließ ihn ganz ausreden, und antwortete ihm, ohne sich über seinen Liebesantrag beleidiget zu finden. „Sie erweisen mir zu viel Ehre durch die schmeichelhaften Lobsprüche, mit welchen Sie mich überhäufen. Ich schätze Sie, und kenne Ihre Verdienste, aber ich bedauere, daß ich Ihnen keine Gegenliebe erwiedern kann; ich rathe Ihnen daher, eine Leidenschaft in ihrem Aufkeimen zu unterdrücken, welche Sie nie zu Ihrem gewünschten Entzweck führen wird, und unglückliche Folgen für Sie und für mich haben könnte.“

Es war weder Koketterie, noch Mangel an Gefühl, daß die Markise dem Grafen kein Gehör gab; ihr Herz war nur zu empfänglich für die Liebe, aber eben deswegen erstickte sie diese Lei-

denschaft gleich anfangs, und noch eher, als das Herz die Oberhand über die Vernunft gewann.

Der Graf hätte sich mit dem von der Markise erhaltenen niedlichen Körbchen befriedigen, und eine thörichte Liebe nicht länger nähren sollen, wodurch er in allerley Verdrießlichkeiten verwickelt werden könnte. Allein Klugheit und Ueberlegung muß man bey einem Verliebten nicht suchen, besonders bey einem Wollüstling. Dieser denket an nichts anderes, als an Sättigung seiner Begierden, es ist ihm kein Mittel zu schlecht, wenn er nur dadurch sein Ziel erreichet, sollt' er auch sich selbst und den Gegenstand seiner Liebe unglücklich machen. Die Erfahrung bestätiget leider! nur zu oft diese Wahrheit.

Alle vernünftigen Vorstellungen, mit welchen die Markise den Grafen von seiner unbesonnenen Liebe zu heilen suchte, waren vergebens. Je mehr sie sich ihm widersetzte, desto heftiger drang er in sie; kein Tag vergieng, an welchem sie nicht ein Liebesbriefchen von ihm erhielt. Er schilderte ihr in diesem seine heftige Liebe in den feurigsten

Aus-

Ausdrücken, und beschwor sie bey allem, was ihr heilig sey, ihn glücklich zu machen, wenn ihr anders an seinem Leben etwas gelegen sey; denn dieses würd' er sich gewiß rauben, und sie in der anderen Welt wegen dieses Mordes anklagen, wenn sie noch länger fortführe, so grausam und unerbittlich gegen ihn zu seyn.

Die Kammerzofe, welche dem Glanz der schönen neuen Louisdore unmöglich widerstehen konnte, welche der Graf an sie verschwendete, mußte ihm Nachricht geben, wenn der Markis nicht zu Hause war. Er gieng dann nicht, er flog vielmehr zu ihr, fiel ihr zu Füßen, seufzte, daß es erbärmlich war, anzuhören, wollte sich vor ihren Augen umbringen, und trieb allen jenen verliebten Unsinn, welchen man in den Romanen liest.

Die Markise wußte ihm mit Würde zu begegnen, und ihn in einer solchen Entfernung von ihr zu erhalten, daß er sich nicht getrauete, einen ernsthaften Angrif auf sie zu wagen. Einstens als er sie unablässlich bestürmte, und seine Kühnheit zu weit treiben wollte, rief sie einem Bedienten,

und befahl ihm, ein Glas Wasser für den Grafen zu bringen, weil er außerordentliche Hitze habe, und einer Abkühlung bedürfe. Diese Demüthigung hatte wenigstens die gute Wirkung, daß der Graf dadurch beschämt sich entfernte, und die Markise in diesem Augenblick seiner los wurde; im Ganzen hatte sie aber dadurch nichts gewonnen, denn der Graf vergaß diese Beschämung bald wieder, und quälte die Markise mit seiner Liebe, wie vorher.

An einem Nachmittag, als er wieder von der Zofe Nachricht erhielt, daß der Markis nicht zu Hause sey, eilte er auf den Flügeln der Liebe zu seiner schönen Markise mit dem festen Vorsatz, das Aeußerste zu wagen, und nicht eher von ihr abzulassen, bis er nicht seinen vollkommenen Sieg erhalten, und sie seine Liebe gekrönt haben würde. Er ward daher zudringlicher, als je, und vielleicht hätte er seinen Entzweck erreichet, und die Markise unterliegen müssen, wenn sie nicht der Zufall gerettet hätte. Durch Zufall ist schon oft manche Jungferschaft gerettet, und auch manche

geraubet worden. Diejenigen Mädchen, welche dieser Zufall betroffen hat, werden am besten wissen, ob ihnen dadurch ein Gefallen geschehen ist, oder nicht?

Zu seinem Unglück kam der Markis unvermuthet nach Hause, und war schon auf der Treppe, als ihn die Markise singen und trillern hörte; er war doch ein gefälliger Ehemann, weil er seine Ankunft vorher durch Singen ankündigte, und seiner Gattinn Zeit ließ, jenes, was in Unordnung war, wieder zurechte zu machen. Indessen war guter Rath theuer. Die Markise stellte dem Grafen die Gefahr vor, in welcher sie Beide wären. Wir sind verloren, sagte sie, wenn Sie der Markis bey mir antrift. Es war keine Möglichkeit zu entfliehen; denn er würde dem Markis in die Hände laufen. Zum Fenster beym hellen Tage hinaus zu springen, war auch nicht rathsam. Zudem hatte der Graf keine Lust, seinen Hals, oder wenigstens ein Bein aufs Spiel zu setzen. Es war also kein anderes Mittel übrig, als den Grafen im Zimmer zu verbergen, nur war die Frage, wohin?

Die

Die Markise wollte am folgenden Tage mit ihrem Gemahl auf's Land reisen; es war daher ein großer Reisekoffer im Zimmer schon halb gepackt, und ihre Kleider, so auf die Reise mitgenommen werden sollten, lagen auf einem Tische. Der Graf mußte sich bequemen, sich nach der Länge auf den Reisekoffer zu legen, und die Markise deckte ihn mit ihren Kleidern zu.

Kaum war dieses geschehen, so trat der Markis singend und hüpfend ins Zimmer, küßte seine Gattinn, erzählte ihr ein paar Stadtneuigkeiten, und setzte sich zu ihr auf den Sopha. In dem Augenblick, als Beide ganz still waren, fieng die goldene Repetiruhr des Grafen zu schlagen an. Der Markis war hierüber hoch verwundert, und fragte die Markise, wo die Uhr sey? Sie antwortete ihm, sie habe solche erst in der Zeit, da er nicht zu Hause gewesen wäre, gekauft. Der Markis wollte die Uhr sehen. Diese Neugierde brachte die Markise in Verlegenheit; sie faßte sich aber bald, und antwortete ihrem Gatten, die Uhr sey schon eingepackt, und es müßte der ganze Koffer wie-

wieder ausgepackt werden, dieses könnte aber nicht geschehen, weil Niemand von ihren Leuten in der Nähe sey. Der Markis war mit dieser Antwort zufrieden, und es war weiter keine Rede mehr davon. Er gieng einige Mahl im Zimmer auf und ab, und sah einen fremden Degen, welchen der Graf weggeleget hatte, und den die Markise auf die Seite zu räumen in der Eile vergessen hatte. Sie kam seiner Frage zuvor, und rief ihm: Sieh' einmahl, mein Schatz! ich habe dir diesen Degen gekauft, wie gefällt er dir? Der Markis besah ihn, zog ihn aus der Scheide, betrachtete die Klinge, und that mit solcher einige Stöße in die Luft. Die boshafte Markise ergrif diese Gelegenheit, um sich an dem Grafen wegen der ungestümen Liebe, mit welcher er sie verfolgte, zu rächen. Sie führte den Markis zu ihren Kleidern, unter welchen der Graf versteckt war, nahm jenes, was oben lag, hielt es dem Grafen gerade über den Unterleib, und sprach zu dem Markis: Du prahlest dich immer mit deiner Fechtkunst, ich wette dennoch, du kannst hier nicht durchstoßen.

Der

Der Markis setzte sich in Positur, und wollte den Stoß führen; die Markise rief ihm aber zu: Halt! das wäre zu leicht, da würdest du freylich die Wette gewinnen; aber hier, hier stoß einmahl her, diesen kleinen Fleck triffst du gewiß nicht. Sie deutete mit dem Finger auf eine Blume in dem Kleide über dem Magen des Grafen, der alles hörte, sich nicht bewegen durfte, und keinen Augenblick sicher war, ob nicht ein tödtlicher Stoß seinem Leben auf einmahl ein Ende mache. Der Markis beeiferte sich, seiner Gattinn seine Geschicklichkeit im Fechten zu zeigen; er war seiner Sache gewiß, und wollte zustoßen. Die Markise hielt ihn abermahl ab, und sagte: Ich sehe schon, ich würde dieses Mahl die Wette verlieren, aber warte ein Bischen. Sie legte das Kleid dergestalt, daß ein kleines Blümchen schnur gerade auf das Herz des unter den Kleidern verborgenen Grafen zu liegen kam, und sagte lächelnd: Jetzt mache mir noch eine Probe deiner Kunst, du siehest hier das kleine gestickte Vergiß mein nicht, ich wette um einen Louisd'or, daß du das kleine rothe Tüpfchen

in

in der Mitte nicht treffen kannst. Du verlierest deine Wette, antwortete der Markis, ich werde das Tüpfchen so genau durchstoßen, daß der Degen alle deine Kleider durchbohren, und im Koffer stecken bleiben muß. — Der arme Graf, welcher sein Todesurtheil anhörte, verlor alle seine Besinnungskraft. Der Markis, voll Begierde, die Wette zu gewinnen, war schon im Begriff zu stoßen, als seine Gattinn ihn schnell zurück zog, und ihm den Degen mit folgenden Worten aus der Hand riß: Bist du nicht ein Kind, wolltest mir meine schönen Kleider zu Grunde richten! Spare deine Bravour, bis du einmahl einen Liebhaber bey mir antriffst, welcher dir dein Weib verführen will — Du trauest mir ohne dieß zu viel — wer weiß, ob ich nicht schon Einen irgendwo verborgen halte, welcher nur wartet, bis ich wieder allein bin. — Sie scherzten Beide auf diese Weise, der Markis blieb noch fast eine halbe Stunde, alsdann verließ er sie, und gieng wieder aus.

Der

Der Graf kroch zitternd am ganzen Leib unter den Kleidern hervor, wischte sich den Todesschweiß von der Stirne, und hielt nicht für rathsam, sich am diesem fatalen Orte, wo ihm so jämmerlich mitgespielt wurde, länger aufzuhalten. Der Kitzel der Wollust war ihm für dieses Mahl ganz vergangen, und er wünschte die Markise und alle Weiber sammt ihren Ehemännern zum Teufel.

Die Markise gab ihm noch folgende kurze heilsame Lehre mit auf den Weg: Ich hoffe, das Feuer der Wollust werde durch die kleine Angst, so ich Ihnen verursachet habe, gedämpfet worden seyn, und Sie werden mich künftig mit Ihren Zudringlichkeiten nicht mehr belästigen. Lassen Sie sich diese Züchtigung für Ihre Unverschämtheit zur Warnung gereichen, daß man die Tugend eines rechtschaffenen Weibes nicht ungestraft antaste, Sie möchten sonst nicht immer mit heiler Haut davon kommen.

Dieses Heilungsmittel war für den Grafen ziemlich hart, es ist schon keine Kleinigkeit, eine Stunde unter einem halb Dutzend Kleider unbeweglich

weglich liegen zu müssen, und überdieß noch dreyfache Todesangst auszustehen, und dies wegen eines Weibes, ohne etwas zu genießen, das ist doch zu viel. — — Die Frau von B = = in W = = befreyte sich von ihrem Liebhaber auf eine leichtere und ziemlich lächerliche Art.

Der Fürst von P = = stellte ihr schon seit langer Zeit nach, schickte ihr einen Liebesbrief nach dem anderen, und quälte sie ohne Unterlaß um die Erlaubniß, sie besuchen zu dürfen, wenn ihr Mann nicht zu Hause wäre. Die Frau von B = = welche an ihrem fürstlichen Liebhaber keinen Geschmack fand, entdeckte die ganze Geschichte ihrem Mann, und bat ihn, ihr Ruhe zu verschaffen. Dieser diktirte ihr ein Billet an den Fürsten, in welchem sie ihn auf den folgenden Tag um zwölf Uhr Mittag zu sich bestellen mußte, weil ihr Mann um diese Zeit abwesend sey.

Der Fürst kam richtig in der bestimmten Stunde, und schmeckte schon im voraus das Vergnügen, die liebenswürdige von B = = zu umarmen, und ihre verborgenen Reitze genießen zu können.

Aber

Aber dieses Mahl wurde er in seiner Hoffnung jämmerlich getäuschet. Er war kaum in das erste Zimmer eingetreten, so kam ihm schon der Herr von B⸗⸗ mit vielen Zeremonien entgegen, wünschte sich Glück über die unverhofte Gnade, Seine Durchlaucht bey sich zu sehen, und bedauerte nur, daß seine Gattinn nicht auch das Glück haben könne, an seiner hohen Gegenwart Theil zu nehmen, weil sie eben zu einer kranken Freundinn gerufen worden sey, und bey ihr den ganzen Nachmittag zubringen werde.

Der Herr von B⸗⸗ sah die Verlegenheit des Fürsten, und merkte, daß er keine große Lust bezeuge, sich länger mit ihm zu unterhalten; er klingelte daher und es kamen vier Bediente mit brennenden Wachsfackeln, welche dem Herrn Fürsten beym hellen Mittag, ungeachtet er sich diese Ehre feyerlichst verbat, vom zweyten Stockwerke die Treppen hinab bis auf die Gassen zum Wagen hin leuchteten, und so lange stehen blieben, bis er fortfuhr. Dieses Mittel hatte seine erwünschte Wirkung; die Frau von B⸗⸗ hatte von den Nachstel-

lungen

lungen des Fürsten auf immer Ruhe, welcher sich nicht noch einmahl beym hellen Mittag die Treppe wollte hinab leuchten lassen.

Der Graf kehrte nicht wieder zur Markise zurück, sondern suchte andere Liebschaften auf, bey welchen er glücklicher war, und keine Todesangst ausstehen durfte; aber seine beleidigte Eitelkeit, und die erlittene Strafe forderten ihn zur Rache gegen die stolze Markise auf.

Er hatte eine Schwester, vor welcher er kein Geheimniß hatte. Dieser vertrauete er die ganze Geschichte mit der Markise, und die Art, wie er sich an ihr zu rächen gedachte, und drang in sie, ihm zur Ausführung seiner Rache behülflich zu seyn. Die Schwester liebte ihren Bruder zu sehr, als daß sie ihm etwas hätte abschlagen können; sie willigte also in alles ein, was der Graf von ihr verlangte. Vor allem mußte sie suchen, die Freundschaft der Markise zu gewinnen. Dieses gelang ihr, Beide wurden in kurzer Zeit unzertrennliche Freundinnen.

Der Graf schien sich um die Markise gar nicht zu bekümmern; im Gegentheil, wenn er sie in einer Gesellschaft antraf, machte er den eifrigen Liebhaber einer anderen, damit sie glauben solle, daß er gar nicht mehr an sie denke. Auf diese Weise gieng eine geraume Zeit vorüber, bis er endlich seinen Plan zur Ausführung reif zu seyn glaubte.

Die Schwester des Grafen erzählte ihrer Freundinn der Markise, daß ihr Bruder krank sey, und daß sie fürchte, seine Krankheit möchte von üblen Folgen seyn. Die Markise tröstete sie mit der Hoffnung, daß er bald wieder genesen werde, und sie dieserwegen nichts befürchten solle; allein die Gesundheitsumstände verschlimmerten sich von Tag zu Tag, er mußte das Bett hüten, und seine Schwester konnte die Markise nicht mehr so oft besuchen, weil sie immer bey ihrem kranken Bruder bleiben mußte.

In einigen Tagen darauf kam sie am frühen Morgen zur Markise, und klagte ihr unter Weinen und Schluchzen, daß kein Aufkommen für

ihren

ihren armen Bruder zu hoffen sey; die Aerzte hätten ihm bereits das Leben abgesprochen, sie komme gerade von ihm her, und habe die ganze Nacht bey ihm gewachet. Er sey äußerst schwach, und werde vielleicht den folgenden Tag nicht mehr überleben. Sie stellte sich untröstlich über den nahen Verlust ihres Bruders, und erzählte ihrer Freundinn, daß er ein sehnliches Verlangen trage, die Markise noch vor seinem Ende zu sehen, sie um Vergebung zu bitten, wegen des Verdrusses, den er ihr verursachet habe. Er habe sie bey allem, was ihr heilig sey, beschworen, die Markise zu bewegen, daß sie ihm diese seine letzte Bitte gewähre. Sie wendete daher alle ihre Beredtsamkeit an, um ihre Freundin zu überreden, daß sie mit ihr zu ihrem Bruder fahre. Die Markise hatte ein empfindsames Herz; sie bedauerte den Grafen, und glaubte, eine Ungerechtigkeit zu begehen, wenn sie einem Sterbenden die letzte Bitte versagte. Sie versprach daher ihrer Freundin ohn' alles Bedenken, Abends den Grafen mit ihr zu besuchen.

Die Schwester eilte, ihrem Bruder diese freudige Nachricht zu hinterbringen, und Beide machten sich über die Leichtgläubigkeit der guten Markise lustig. Diese fuhr zur bestimmten Stunde in die Wohnung des Grafen. Die Schwester führte sie in ein prächtiges Zimmer, in welchem der kranke Graf unter einem Himmelbette, dessen Vorhänge nur halb offen waren, lag. Im Zimmer brannte eine einzige Lampe, welche nur ein mattes Licht auf das Bette warf, weil der Graf die Helle nicht vertragen konnte. Er selbst lag ganz entkräftet im Bette, hatte den Kopf verbunden, und wollte sich aufrichten, als die Markise eintrat, fiel aber vor Mattigkeit wieder auf das Bette zurück. Er reichte der Markise die Hand, und wollte ihr mit schwacher Stimme für ihren Besuch danken. Die Markise ließ ihn nicht ausreden, sondern bat ihn, sich still zu halten, um seine Kräfte nicht zu sehr zu schwächen. Sie brach in Thränen aus, war sehr bewegt über den traurigen Zustand des Grafen, und machte sich selbst im Geheim Vorwürfe, daß sie ihn so hart be-

behandelt habe, und fürchtete, daß die Angst, welche sie ihm verursachet hatte, vielleicht seinen Tod befördert habe.

Während sich die Markise auf solche Weise mit dem Grafen unterhielt, verschwand seine Schwester unbemerkt aus dem Zimmer, und schloß die Thür hinter sich ab.

Kaum war der Graf mit der Markise allein, so sprang er plötzlich aus dem Bette, war frisch und gesund, fiel der Markise um den Hals, und erstickte sie fast mit seinen Küssen. Die Markise saß wie versteinert da; die augenblickliche Genesung des Grafen war ihr unbegreiflich; sie vermuthete vielmehr, daß ihn ein Anfall von Fieberhitze ergriffen habe, und wollte um Hülfe rufen. Der Graf überzeugte sie aber, daß er bey vollkommenem Verstande sey, indem er zu ihr sprach: Endlich hab' ich Sie einmahl in meine Gewalt bekommen. Nun sollen Sie mir nicht mehr entkommen, Sie sind zu grausam mit mir umgegangen, als daß ich Sie nicht dafür bestrafen sollte, nur mit dem Unterschied, daß die Strafe, so ich

Ihnen

Ihnen auferlege, für Sie nicht schmerzlich, sondern angenehm seyn wird. Ich bin überzeugt, daß Sie für das Vergnügen der Liebe nicht unempfindlich sind. Eines muß ich Ihnen noch sagen, Ihr Schreien und Widerstand wird Ihnen nicht helfen, es kann Sie Niemand hören, und Ihnen zu Hülfe kommen; eben so wenig werden Sie durch Widerstand ausrichten, sondern am Ende dennoch dem Stärkern unterliegen müssen. Einen Beweis hievon werden Sie gleich sehen. — Er ließ ihr keine Zeit übrig, ihm zu antworten, sondern trug sie auf's Bette, und that — — was Vater Adam mit der Mutter Eva im Paradies gethan hat. Die Markise leistete schwachen Widerstand; sie war von dem Grafen zu sehr überraschet worden; ihre Begierden erwachten, und sie dachte zu spät, und erst alsdann auf ihre Vertheidigung, da die Vestung schon erobert war.

Der Graf hatte schon vorher einige gute Freunde auf den nämlichen Abend zu sich gebeten. Sobald sie ankamen, sagte ihnen seine Schwester, daß ihr Bruder unpäßlich sey, sie möchten also

ihm nicht übel nehmen, wenn er vielleicht beym Nachtessen nicht erscheinen sollte.

Während der Schlaf die von Wollust erschöpfte Markise überfiel, stund der Graf ganz still auf, zog seine Kleider an, verschloß jene der Markise in einen Schrank, sperrte das Zimmer zu, und gieng zu seinen Gästen in den Speisesaal. „Willkommen, meine Freunde, redete er sie beym Eintritt an, das Fieber ist vorüber, und ich bin, wie Ihr sehet, vollkommen genesen. Wollt Ihr das Heilungsmittel wissen, und selbst sehen, so kommt mit mir; aber schwöret mir vorher einen Eid, daß Ihr über alles, was Ihr sehen werdet, das geheimste Stillschweigen beobachten, mich um nichts fragen, und nichts weiter zu wissen, jemahls von mir verlangen wollet. Schwöret mir, daß Ihr auf jenen Platz, auf welchen ich euch stellen werde, unbeweglich stehen, und nicht die mindeste Bewegung mit den Händen machen wollet, den Gegenstand zu betasten, welchen ich euch zeigen werde. Schwöret mir endlich, Jenen, welcher diesem Verbot zuwider handeln sollte, auf der Stelle mit dem Tode zu bestrafen. Der

Graf

Graf hieß sodann seine Gäste, ihm folgen, nur die Schwester blieb zurück. Er gieng mit zwei brennenden Wachskerzen voran, führte die ganze Gesellschaft in das Zimmer, in welchem die Markise lag. Diese hatte kaum noch so viel Zeit, die Bettdecke über den Kopf zu ziehen, damit sie nicht erkannt wurde. Der Graf stellte seine Freunde in einen Kreis um das Bette, befahl ihnen ihre Hände auf den Rücken zu halten, und gebot ihnen noch einmahl das tiefste Stillschweigen. Er zog alsdann die Vorhänge von dem Bette auf, in welchem die Markise lag, fieng unten bey den Füßen an, die Bettdecke aufzurollen, entblößte nach und nach die Markise bis an den Kopf, und stellte ihren ganzen reitzenden Körper zur Schau aus. Die Freunde des Grafen stunden still und unbeweglich, wie Loths Salzsäule; sie sperrten Augen und Mund auf, und konnten sich an den unbeschreiblichen Reitzen der unbekannten Göttinn nicht satt sehen. Die wollüstigsten Empfindungen ergossen sich bey diesem Anblick durch ihre Adern, und sie glaubten unmöglich länger an sich halten

zu können; sie litten die Pein des Tantalus, sahen alles, was ihre Sinnlichkeit bis zum höchsten Grade bezauberte, und durften nichts genießen; ein fürchterlicher Eid band sie.

Die arme Markise litt noch weit mehr. Ihren Körper ganz nackend den neugierigen Blicken so vieler Männer ausgesetzt zu sehen, war schon keine geringe Marter für ihre weibliche Schamhaftigkeit; noch mehr aber, als dieses, quälte sie die Bosheit des Grafen, und die entsetzliche Furcht und Ungewißheit, in welcher sie in jedem Augenblicke schwebte, ob nicht der Graf auch ihr Angesicht entblößen, und sie allen Anwesenden zu erkennen geben werde.

Da der Graf glaubte, daß es Zeit sey, dieses Schauspiel zu enden, deckte er die Markise wieder ganz zu, und führte seine Freunde aus dem Zimmer. Er hielt es nicht für rathsam, gleich zu der Markise zurückzukehren, und sich dem ersten Ausbruch ihres Zornes auszusetzen, sondern schickte seine Schwester zu ihr, sie zu besänftigen.

Diese wurde von der Markise mit einem Strom von Thränen empfangen, und mit den bittersten Vorwürfen wegen ihrer Falschheit und der Niederträchtigkeit ihres Bruders überhäuft. Die Schwester hörte sie gelassen an, gab ihr vollkommen Recht, daß ihr Bruder seine Rache zu weit getrieben habe, und versicherte sie, daß, wenn sie den boshaften Streich ihres Bruders hätte vorher sehen können, sie sich gewiß hiezu nicht würde haben gebrauchen lassen. Allein, bedenke auch, beste Freundinn! fuhr sie fort, daß du mit meinem Bruder weit grausamer umgegangen bist, als er mit dir. Du setztest ihn aus Muthwillen Stundenlang der Todesgefahr, und den Degenstichen deines Gatten aus; mein Bruder schonte dennoch dein Leben. Es ist wahr, er stellte alle deine körperlichen Reitze den Männern öffentlich zur Schau aus; aber dadurch ist deine Ehre nicht verletzet, weil sie dich nicht kennen, und dich nicht von Gesicht zu sehen bekamen; denn sie mußten ihm vorher einen fürchterlichen Eid schwören, über alles, was sie sehen würden, reinen

Mund

Mund zu halten. Ueberdieß, Schwesterchen, mußt du mir doch zugeben, daß wir Weiber immer Weiber bleiben, und so viel Eitelkeit besitzen, daß wir unsere Schönheiten gerne den Männern sehen lassen, wenn es mit guter Art, und ohne daß unser guter Ruf dabey leidet, geschehen kann. Wir verhüllen an uns nur dasjenige sorgfältig, was an uns häßlich ist, und den Männern mißfallen kann. Unsere vorzüglichen Reitze aber wissen wir schon zu rechter Zeit unvermerkt durch eine geschickte Wendung oder Stellung, durch eine zufällige Verschiebung des Halstuches oder Kleides bemerken zu lassen. Wir haben es auch gern, und es ist nur Grimasse, daß wir uns böse zu seyn stellen, wenn wir von einem Manne im Bette, oder beym Ankleiden überraschet werden; unser Erröthen in ähnlichen Fällen ist nicht weibliche Schamhaftigkeit, wie wir die Männer überreden, sondern schnelle Entzündung unserer Begierden, und die feinste Wollust, welche den ganzen Körper angenehm erschüttert, und diese Röthe im Gesicht verursachet. Ich bin versichert,

daß

daß, die Angst, erkannt zu werden, abgerechnet, der Gedanke, welchen Eindruck der Anblick deines schönen Körpers auf die Sinne der Männer machen werde, in dir bei deiner Lage eine wollüstige Empfindung erreget habe.

Mein Bruder hat zwar viele Fehler; er ist leichtsinnig, flatterhaft, und in der Liebe nicht allzu gewissenhaft, aber er ist nicht der abscheulichen Niederträchtigkeit fähig, mit den genossenen Gunstbezeugungen eines Weibes zu prahlen, oder ihren Namen durch öffentliche Bekanntmachung zu brandmarken.

Ich hoffe, wenn deine Hitze vorüber seyn, und du im Stande seyn wirst, diese Begebenheit mit kaltem Blute zu überdenken, daß du selbst über den feinen Streich und die ausgesuchteste unschädliche Rache meines Bruders wirst lachen müssen. Glaube mir, ich bin gewiß deine Freundin; mein Bruder liebt dich zärtlich. Ich rathe dir also, vergiß das Vergangene, bedenke, daß die Männer mit sich nicht spotten lassen, daß man

ihre

ihre Eitelkeit nicht ungestraft beleidige, und daß wir ihnen am Ende dennoch unterliegen müssen.

Sie führte noch viele andere Beweggründe an, um ihren Bruder wieder in die vorige Gunst der Markise einzusetzen. Dieser hatte indessen seine Gäste verabschiedet, und horchte leise an der Thür, ob sich bey der Markise der Sturm gelegt habe, und ob er sich zeigen dürfe oder nicht? Das vertraute Gespräch zwischen ihr und seiner Schwester gab ihm gute Hoffnung. Er stürzte also zu den Füßen der Markise, bat um Vergebung und erhielt sie. Die Markise dachte, wie der Franzos sagt: il faut faire bonne mine a mauvais jeu.

Der Friede wurde geschlossen. Beide setzten ihre heimliche Liebe lange Zeit fort.

---

## Die Gerechtigkeit in Venedig läßt kein Verbrechen unbestraft.

Zween junge Grafen von L. aus G. kamen nach Venedig. Beide verliebten sich zugleich in eine Opernsängerinn. Die schlaue Buhlerinn gab Beiden Gehör, bestellte einen Jeden zu einer anderen Stunde, und beide Brüder genossen ihre höchste Gunstbezeugungen in vollem Maaße, hielten sich glücklich durch ihren Besitz, und argwohnten nicht, daß ein Bruder den anderen zum Nebenbuhler habe.

Theaterprinzessinnen sind immer eine theuere Waare, besonders für unerfahrne Jünglinge, welche ihre Buhlkünste noch nicht kennen; die meisten hievon scheitern an dieser gefährlichen Klippe, verschwenden ihr Geld, und ihre jugendliche Mannskraft, und werden vor der Zeit Bettler

und

und schwächliche Greise. Dies empfanden auch die zween jungen Grafen von L. Ihre Mutterpfennige, welche sie bisher so sorgfältig gesparet hatten, giengen den Weg des Fleisches, jede Gunstbezeugung mußte theuer bezahlt werden, und die listige Venezianerin lachte heimlich über ihre Thorheit. Indessen reueten die Grafen die Summen, welche sie ihrer Göttinn opferten nicht. Ihre Gunstbezeugungen, die Jeder allein ausschließend zu genießen, sich schmeichelte, entschädigten sie in ihrer Einbildung hinlänglich dafür. Allein schon das wirkliche Glück des Menschen ist von kurzer Dauer, das eingebildete verschwindet noch eher. Im Buch des Schicksals dieser unglücklichen Jünglinge stand geschrieben, daß ihre Liebschaft ein schreckliches Ende nehmen würde.

Es war entweder Zufall oder Schickung, daß beide Brüder in der nämlichen Stunde bey ihrer Geliebten zusammen trafen. Sie stutzten über ihre unvermuthete Zusammenkunft an einem Orte, an welchem Jeder den ausschließenden Zutritt zu haben glaubte; die Augen wurden ihnen geöffnet,

und sie erkannten sich Beide als Nebenbuhler. Hätten sie der Vernunft Gehör gegeben, so würden sie der frechen Buhlerin, welche sie so schändlich betrogen hatte, ihre Verachtung haben fühlen lassen, und sich wegen des glücklichen Zufalls, der ihnen den gespielten Betrug entdeckte, Glück gewünscht haben. Allein ihre blinde Leidenschaft verdrängte bey ihnen alle Ueberlegungskraft, und sie wütheten gegen ihr eigenes Eingeweide. Beide verbargen zwar ihren Groll, und ihre Eifersucht, so gut sie konnten. Der jüngere Bruder entfernte sich sogar gutwillig, und trat dem älteren Bruder zum Schein sein Recht auf die Venezianerin ab; aber blutige Rache kochte in seinem Herzen. Er kehrte nicht nach Hause, sondern lauerte auf der Gasse, bis er seinen Bruder aus dem Hause seiner Schönen gehen sah.

Es war schon spät in der Nacht, als der ältere Graf Wollusttrunken seine Geliebte verließ, und, ohne etwas Arges zu ahnen, seiner Wohnung zuwandelte. Plötzlich sprang sein tückischer Bruder aus einer Ecke hervor, drang mit bloßem Degen auf

ihn ein, und zwang ihn zur Gegenwehr. Dieser vertheidigte sich; aber seine letzte Stunde hatte geschlagen, ein unglücklicher Stoß durchbohrte ihm das Herz — der Mörder entfloh.

Den andern Tag wurde der todte Leichnam gefunden, und der Mord dem Senat angezeiget. Dieser ließ sogleich den Mörder überall aufsuchen, und die Sängerinn in Verhaft nehmen; aber ersterer war schon aus Venedig entwischet, letztere hingegen unschuldig befunden, und aus dem Gefängnisse wieder entlassen.

Der Brudermörder flüchtete sich nach Wien, und suchte bey Hofe Schutz; man stellte ihm aber vor, daß er allda nicht sicher sey, sondern daß man ihn ausliefern müßte, wenn die Republik seinen Aufenthalt erfahren, und ihn verlangen würde. Er reiste also gleich wieder von Wien ab, irrte wie ein zweyter Kain in Deutschland herum, und begab sich endlich nach Paris. Dort lebte er viele Jahre unter einem fremden Namen, betäubte sein strafendes Gewissen durch neue

Ausschweifungen, und glaubte, von allen Nachstellungen ganz sicher zu seyn.

Indessen wollte der Senat zu Venedig die Schande nicht auf sich liegen lassen, daß ein fremder Verbrecher seiner bekannten strengen Gerechtigkeit entgehen, und die öffentliche Sicherheit ungestraft verletzen sollte. Er bot daher alles auf, um den Mörder ausfindig zu machen. Steckbriefe wurden an alle Orte ausgesendet, und eine Summe von zweytausend Zechinen Demjenigen versprochen, welcher ihn dem Senat überliefern würde; aber alle Mühe war vergebens, keine Spur war zu entdecken, wo er hingekommen sey.

Da der Senat sah, daß er den Thäter nicht durch Gewalt in seine Hände bekommen konnte, wollte er es versuchen, ob er ihn nicht durch List nach Venedig locken könne. Er nahm sich vor, zum Werkzeug die nämliche Buhlerin zu gebrauchen, welche Ursache an der begangenen Mordthat war. Es wurde daher die Sängerin gerufen, und befraget, ob sie sich getraue, den Grafen nach Venedig zu bringen? Sie versicherte, ihn dem Senat

gewiß

gewiß zu überliefern, wenn er anders sich noch in dieser Welt befinde. Was vermag nicht ein Weib, besonders wenn sie schön ist, und einen Mann durch den Köder der Wollust ins Garn zu ziehen weiß!

Der Senat versprach ihr eine Belohnung von tausend Dukaten, und überdieß eine lebenslängliche Pension von jährlichen tausend Zechinen, wenn sie ihr Versprechen erfüllen würde. Es wurde ihr gleich eine ansehnliche Summe zu Bestreitung der Reise ausgezahlet, und Anweisungen an die reichsten Wechsler in allen Hauptstädten Europens mitgegeben, überhaupt aber ihr befohlen, keine Kosten zu sparen.

Sie trat, mit den nöthigen Verhaltungsbefehlen und allen übrigen Erfordernissen versehen, ihre Reise an, durchstreifte ganz Italien und Deutschland, und blieb in jeder Hauptstadt so lang, bis sie sich überzeugt hatte, daß er allda nicht ausfindig gemacht werden konnte.

Endlich gieng sie nach Paris; aber auch da war ihr Nachforschen vergebens. Sie suchte ihn in

allen öffentlichen Oertern, in allen Theatern auf, bezahlte eigene Kundschafter, denen sie seine Person, so gut sie konnte, beschrieb; allein der Graf war nirgends ausfindig zu machen. Sie verzweifelte schon an dem glücklichen Erfolg, war ganz muthlos über die fehlgeschlagenen Hoffnungen, und wollte schon wieder von Paris abreisen, als ihr der Zufall da, wo sie es am wenigsten vermuthete, den Grafen in die Hände lieferte. Das Blut des ermordeten Bruders schrie um Rache, und der Graf war reif zur Strafe. Er führte in Paris schon seit einigen Jahren ein sorgenloses, vergnügtes Leben, berauschte seine Sinne in einem Meere von Vergnügen und Wollust, dachte nicht mehr an das Vergangene, und that auch keinen Blick in die Zukunft. Er sah an einem Morgen die Venezianerinn unter seinem Fenster vorüber gehen, welche nichts weniger vermuthete, als hier den Grafen zu finden. Er erinnerte sich der schönen Opernsängerinn, und seiner vorigen Bekanntschaft mit ihr, und glaubte, sie zu erkennen; jedoch war es ihm unbegreiflich, wie sie von Venedig

nedig nach Paris gekommen sey. Die Eigenliebe, welche sich gerne als die Ursache einer jeden Begebenheit ansieht, flüsterte ihm zu, daß sie aus Liebe ihm nachgereiset sey. Damit er nun überzeugt werde, ob er sich nicht geirret habe, schickte er ihr seinen Bedienten nach; dieser brachte sie selbst gleich mit. Die Freude über das unverhoffte Wiedersehen nach einer so langen Trennung war von beiden Seiten unbeschreiblich; bey dem Grafen war es wirklicher Ernst, bey der Buhlerin aber Verstellung. Sie erzählte ihm, daß sie nach jenem unglücklichen Zufall, und seiner Flucht auch selbst nicht sicher in Venedig gewesen sey, weil man sie für die Urheberin dieser Mordthat hielt; sie habe sich daher ebenfalls geflüchtet, und nur so viel Zeit gehabt, ihre Kostbarkeiten zu retten. Die außerordentliche Liebe, welche sie gegen ihn fühle, da sie seinen Bruder nie geliebt habe, hätte sie um sein Schicksal äußerst bekümmert gemacht; sie habe gefühlt, daß sie ohne ihn nicht mehr leben könne, sie habe sich daher vorgenommen, die ganze Welt durchzureisen, und nicht

eher zu ruhen, bis sie ihn finde. Da sie nunmehr so glücklich sey, das Ziel ihrer Wünsche erreichet zu haben, so biete sie ihm ihr Herz und ihre Hand an; sie sey fest entschlossen, nicht mehr nach Venedig zurückzukehren, sondern ewig bey ihm zu bleiben, und ihm zum Beweise ihrer Liebe ihr Vaterland, Befreundte, und alles aufzuopfern, sie besitze hinlängliches Vermögen, um sie Beide vor Mangel zu schützen, und versichert zu seyn, daß ihr Unterhalt dem Grafen nie zur Last fallen werde.

Die bezaubernde Stimme, der Nachdruck, mit welchem die falsche Syrene ihr Anerbieten zu begleiten wußte, ihre blendende Schönheit, ihre unwiderstehlichen Reitze und verführerischen Liebkosungen machten den gewünschten Eindruck auf das ohnehin für die Liebe leicht empfängliche Herz, und die wollüstigen Begierden des Grafen; er dankte ihr für das Opfer, das sie ihm brachte, und schwur ihr ewige Treue. Sie mietheten ein eigenes Haus in Paris, richteten es prächtig ein, und

er

er lebte mit ihr öffentlich, als seiner erklärten Maitresse.

Die Buhlerin gab sogleich dem Senat in Venedig von ihrer glücklichen Entdeckung Nachricht, und eröffnete demselben ihren Plan, den Grafen nach Venedig zu locken, welchen wir in der Folge hören werden.

Ein ganzes Jahr war beynahe seit ihrer Wiedervereinigung verflossen. Der Graf schwamm in Vergnügen und Wonne, er lebte nur in seiner Geliebten. Als ihn die feine Buhlerinn dergestalt in ihr Garn verstricket hatte, daß er ihr unmöglich mehr entrinnen konnte, eilte sie, ihren teuflischen Plan auszuführen, und legte die letzte Hand an das Werk. Auf einmahl verschwand alle ihre Munterkeit; sie ward tiefsinnig, schwermüthig und zurückhaltend; ein heimlicher Kummer schien an ihrem Herzen zu nagen. Der Graf verdoppelte seine Liebkosungen, suchte sie zu zerstreuen; aber alles half nichts. Er beschwur sie, ihm ihren Kummer zu entdecken, und drang so vielfältig in sie, bis sie ihm endlich gestund, daß

sie

sie einen unwiderstehlichen Drang fühle, ihre Vaterstadt noch einmahl zu sehen, wenn es auch nur auf wenige Augenblicke wäre, um von derselben auf ewig Abschied nehmen zu können. Dieses Begehren setzte den Grafen in die äußerste Verlegenheit; er wollte, und konnte sie, aus Furcht, sie zu verlieren, nicht von sich lassen. Die Reise mit ihr nach Venedig zu machen, war auch platterdings unmöglich; er konnte sich der Gefahr, entdecket zu werden, nicht aussetzen. Er suchte sie also von ihrem Vorhaben durch dringende Vorstellungen von der Gefahr seines Lebens, welche damit verbunden war, abzubringen. Sie wußte mit der größten Schlauigkeit ausgesonnenster Bosheit alle Hindernisse aus dem Weg zu räumen. „Du läufst gar keine Gefahr,“ sagte sie: „wenn du meinem Plane folgest. Es wird in „Kürze das Markusfest in Venedig gefeyert, und „wie dir bekannt ist, eine große Prozeßion gehal„ten; wir richten unsere Reise so ein, daß wir in „der nämlichen Stunde in Venedig eintreffen, „wenn die Prozeßion anfängt; wir wohnen dieser

„verkleidet, mit Larven vor dem Gesicht bey, und
„gleich nach geendigter Prozeßion verlassen wir die
„Stadt, und kehren wieder nach Paris zurück.
„Wer soll uns unter so vielen tausend Menschen,
„die sich an diesem Tage in Venedig versammeln,
„erkennen? Wer kann argwohnen, daß wir in
„Venedig sind? Und wenn man auch wirklich ei-
„nen Verdacht schöpfen sollte; so ist unser Auf-
„enthalt allda so kurz, daß wir schon weit über
„die Gränzen der Republik sind, ehe Maaßregeln
„zu unserer Verhaftung genommen werden. Von
„dieser Reise hängt allein mein Leben, meine Ru-
„he, mein Glück, und meine ganze Zufriedenheit
„ab. Dies ist der letzte Beweis, welchen ich von
„deiner Liebe fordere."

Der Graf wankte schon, und in einem jener entzückenden Augenblicke der beglückten Liebe, in welchem kein Liebhaber seiner Geliebten eine Bitte abzuschlagen vermag, in welchem oft das Schicksal ganzer Reiche entschieden, das Todesurtheil über den Gerechten, welcher das Unglück hatte, die stolze Schöne zu beleidigen, gesprochen, Gna-

denbezeugungen und die höchsten Würden an Dummköpfe und Schurken verschwendet werden, in einem solchen Augenblicke verschwand alle Gefahr vor den Augen des bethörten Grafen. Er versprach, sie zu begleiten, und der Tag zur Abreise wurde festgesetzet.

Die Buhlerinn schickte gleich einen Eilboten nach Venedig, bestimmte dem Senat Tag und Stunde, wann sie in Venedig eintreffen würden. Sie gab genau die Kleidung an, in welcher sie Beide erscheinen würden, besonders aber werde sie an jenem Tage goldenen Zwickel in den Strümpfen tragen, und das Kleid so weit aufheben, daß sie sichtbar würden.

Beide reisten zur festgesetzten Zeit von Paris ab. Der arme Graf bildete sich wohl nicht ein, daß er diese Stadt, in welcher er so viel Vergnügen genossen hatte, nie wieder sehen würde. Sie kamen am Markustage in Venedig an, und stellten sich bey der Prozeßion mit den anderen in die Reihe; aber sie waren kaum auf den Markusplatz, als die Sbirri dieses Paar schon aus-

treten

treten ließen, und ins Gefängniß führten. Hier fiel nun dem Grafen die Binde schrecklich von den Augen. Er sah das Ungeheuer, welches ihn zum Tode geführt hatte, in seiner ganzen gräßlichen Gestalt; aber leider! es war zu spät! Das Schwerdt der Gerechtigkeit war schon über seinem Haupte gezücket, es war keine Möglichkeit mehr, demselben zu entfliehen.

Man ließ ihn nicht lange im Gefängniß schmachten; er gestund gleich sein Verbrechen, und wurde zum Tode verurtheilet. Am zweyten Morgen hieng er schon todt auf dem Markusplatz an einem hohen Galgen, den Vorübergehenden zur Schau mit einer Tafel auf der Brust, auf welcher mit großen Buchstaben das Wort, Mörder, geschrieben stand.

Dies war das schreckliche Ende der zween jungen Grafen v. L. Der eine starb von der Hand seines eigenen Bruders, der andere von der des Henkers. Eine unselige Leidenschaft ohne Wahl, ohne Führer, stürzte Beide in den Abgrund.

Die Buhlerinn erhielt die versprochene Belohnung für die an dem unglücklichen Grafen begangene Verrätherey. Keine Gewissensbisse störten die Freuden, die sie, nach der Sitte ähnlicher Dirnen, sich durch das Blutgeld verschaffte.

Das

## Das Gegenstück.

### Nichts weniger, als Tragisch.

In den kleinen Städten der Republik Venedig bestehet die Ortsobrigkeit in einem sogenannten Podesta. Diese Leute haben keine, oder nur sehr geringe Besoldung; sie müssen daher, um nicht Hungers zu sterben, zu allerley kleinen Kunstgriffen ihre Zuflucht nehmen, und der Göttin Themis zuweilen die Binde von den Augen wegrükken. In einer solchen mißlichen Lage befand sich einstens der Podesta zu **. Die Leute in diesem Städtchen waren zu seinem Unglück so dumm, daß sie in der besten Eintracht lebten, sich weder zankten, noch schlugen. Es gab also fast keine Klagen, folglich auch keine Geldstrafen. Bey Gericht waren fast immer Ferien. Diese Friedfertigkeit der Bürger hatte einen großen Einfluß auf

auf die Küche des Podesta, sobald die Gerichtsstube gesperrt war, hörte auch in der Küche die Arbeit auf; es brannte kein Feuer, und die Töpfe standen leer.

Der Magen des Podesta machte freylich wider diese Unthätigkeit dringende Vorstellungen, und reichte wiederholte Beschwerden ein; allein er wurde zur Geduld und auf bessere Zeiten verwiesen.

Der noch übrige Vorrath an Lebensmitteln war kaum noch zu einem kümmerlichen Mittagsmahl hinlänglich: Dieses wurde auch so rein aufgezehret, daß sich von den Ueberbleibseln nicht einmahl eine Fliege hätte satt essen können. Auf das Nachtessen mußte also dieses Mahl Verzicht gethan werden, und für den folgenden Mittag blieben auch schlechte Aussichten übrig.

Voll Unmuth und in tiefe Betrachtungen über die ungleiche Vertheilung der Glücksgüter versunken, gieng der Podesta, weil eben ein schöner Abend war, auf den Kornfeldern spatzieren.

Sein

Sein Sekretär, welchen die harten Zeiten ebenfalls drückten, und welcher sich in der nämlichen unangenehmen Lage, wie der Podesta, befand, führte auch seinen leeren Magen in die freye Luft. Der Zufall wollte, daß sich Beide begegneten. Der Podesta klagte ihm sein Anliegen mit wehmüthiger Stimme, der Sekretär stimmte in das Klaglied ein, und bekannte ihm, daß er an dem nämlichen Uebel krank liege, — plötzlich hielt er inne, sah sich um, und sagte zu dem Podesta mit einer bedeutenden Miene, welche einen glücklichen Einfall verrieth. Seyn Sie getrost, wir werden Beide heut' noch ein herrliches Nachtmahl haben, gehen Sie nur geschwind nach Hause, sperren Sie die Gerichtsstube auf, und halten Sie sich bereit, ihr Amt zu handeln; für das Uebrige lassen Sie mich sorgen.

Dem Podesta waren zwar die Worte des Sekretärs ein Räthsel, und die ganze Sache unbegreiflich; aber die Zeit war kurz, es war schon später Abend; zudem glaubt man das gerne, was man wünschet. Er setzte also blindes Zutrauen

in das Versprechen seines Mannes, und gieng getrost nach Hause.

Indessen eilte der Sekretär, seinen Plan auszuführen. Ein guter, schlichter Esel weidete an einer Hecke, und verzehrte nach Eselssitte gedankenlos und ruhig sein kleines Nachtmahl, welches in magerm Gras und einigen Disteln bestand. Armes Thier! rief der Sekretär, du bist von der Vorsehung bestimmt, uns heut' ein gutes Mittagsmahl zu verschaffen; es ist billig, daß wir dafür gegen dich erkenntlich seyen, du sollst dich heut auch einmahl satt essen. Bey diesen Worten trieb er den Esel in den nächsten Kornacker, gieng alsdann zu dem Eigenthümer des Ackers, und zeigte ihm den Unfug an, welchen der Esel seines Nachbarn auf seinem Acker trieb, und rieth ihm wohlmeinend, den Schaden zu Vermeidung aller Weitläufigkeiten gleich erheben zu lassen, und die Klage wegen des Schadenersatzes noch heut anzubringen. Für die schnelle Gerechtigkeitspflege des Podesta sey er ihm Bürge, dieser sey gewohnt, sein Amt in jeder Stunde bey Tag und bey Nacht, (besonders,

ders, wenn er kein Geld habe) unverdrossen auszuüben. Der gute Mann lief in vollem Eifer auf seinen Acker, nahm zween Zeugen mit sich, und sah das Korpus Delikti selbst. Der Esel wurde gepfändet und der Schaden geschätzet. Alle drey giengen geraden Weges zum Podesta, welcher inzwischen durch den Sekretär von der Sache genauer unterrichtet ward, und sie auf dem Richterstuhl mit einer Amtsmiene erwartete.

Sobald sie ankamen, wurde die Klage gleich protokolliret, die Zeugen vernommen, und der Herr des beklagten Esels geholet. Das Faktum war klar, und durch Zeugen erwiesen; der Podesta war ein gerechter, billiger Mann, welcher alle Streitigkeiten gern auf der Stelle schlichtete, und die Partheyen aus gewissen wichtigen Ursachen nicht gern lange aufzog, räusperte, und sprach folgendes ganz kurzes weises Urtheil: Der Beklagte habe dem Kläger den erwiesenen Schaden zu ersetzen, und für die Gerichtskosten vierzig Lire zu bezahlen; hievon solle er die eine Hälfte gleich jetzt, und die andere Morgen bezahlen. Der Be-

klagte schrie und lärmte über die große Summe, und hätte gern seinen Esel dafür gegeben, wenn er nur statt baar Geld wäre angenommen worden; denn er dachte, es giebt ja ohne dieß genug Esel in der Welt, ich kann leicht einen umsonst bekommen. Aber es half alles nichts; man ließ ihm die Wahl, entweder gleich zu bezahlen, oder ins Gefängniß zu wandern, und in solchem so lange zu bleiben, bis alles bezahlt seyn würde. Er wählte natürlicher Weise das Erstere, und zahlte. Hiermit war diese Sache abgethan. Der Sekretär hatte dem Podesta sein Wort gehalten; dieser theilte mit jenem die Einnahme. Beide verzehrten auf Kosten des Beklagten ein gutes Nachtmahl, und tranken die Gesundheit des Meister Langohr, welcher sie aus aller ihrer Noth befreyet hatte.

---

Die

## Die erste Beichte.

Es ist doch sonderbar, sagte ein junger Beichtvater, welcher zum ersten Mahl Beichte hörte, zu Mittag bey einer Tafel; die erste Sünde, welche mir heute gebeichtet wurde, war ein Ehebruch. In dem nämlichen Augenblicke trat die Frau von Hause in das Zimmer, welche das Vorhergehende nicht gehört hatte, und rief: ich war die erste Person, welche Ihnen heute gebeichtet hat. So, sprach ihr Ehemann, das freuet mich, und fuhr mit der Hand durch eine unwillkührliche Bewegung an die Stirne.

## Eine Ballanekdote.

Herr K. fragte seine Gattinn: Mein Schatz! willst du heute nicht auf den Ball gehen? Nein, antwortete sie, ich habe Kopfschmerzen. So werd' ich allein gehen, antwortete er, und dabey blieb es auch.

Auf dem Ball fiel ihm besonders eine Maske wegen ihres schönes Wuchses, und gut gewählten Anzuges auf. Er gieng ihr so lange nach, bis er sie allein antraf, und ihr sein Verlangen eröffnen konnte. Sie wurden bald einig; er führte sie aus dem Saal an einen bequemen Ort, und — vergaß auf einige Augenblicke, daß er selbst ein Weibchen habe, welche indessen, als er sich mit einer anderen belustiget, zu Hause strenge Fasten halten müsse. Nach vollendeter Arbeit bezahlte er der schönen Maske den bedungenen Lohn mit

einem

einem glänzenden neuen Thaler, und führte sie wieder in den Saal. Sie verschwand aber plötzlich, und er bekam sie die ganze Nacht nicht wieder zu sehen.

Am anderen Tage erzählte er seiner Gattinn, wie er sich auf dem Ball unterhalten habe, nahm sich aber wohl in Acht, von der schönen Maske eine Erwähnung zu machen. Sein Weibchen antwortete ihm lächelnd: Ich habe mich auch gut unterhalten. Du hast in dieser Nacht Geld ausgegeben, und ich habe wieder Geld verdienet. Sie zeigte ihm den nämlichen Thaler, welchen er in der letzten Nacht der schönen Maske gegeben hatte. Er sah nun zu seinem größten Verdruß, daß er sein eigenes Weib für ihre Gunstbezeigung bezahlet habe.

---

## Der wahrsagende Brunnen.

Zu Palmerina in Syrien lebte ein junges zärtliches Ehepaar, Libia und Justinus genannt. Beide liebten sich getreu wie ein paar Turteltäubchen; denn damahls war es noch Sitte, daß Mann und Weib fest auf eheliche Treue hielten. Allein, gleich wie kein Glück hienieden beständig ist, so war auch die Glückseligkeit dieses zärtlichen Ehepaares von kurzer Dauer.

Unter der Regierung des römischen Kaisers Gallienus erregte ein Tyrann Namens Odenatus einen Aufstand. Sein erster Anschlag war, sich der Hauptstadt Palmerina in Syrien zu bemächtigen. Alles ergrif daher die Waffen, um die Stadt zu vertheidigen, und Justinus, welcher aus einem edlen Geschlechte, und eben so tapfer im Kriege als zärtlich in der Liebe war, war unter den Befehlshabern.

Der Feind hielt die Stadt mit einer zahlreichen Armee eingeschlossen, und schnitt ihr alle Zufuhr von Lebensmitteln ab. Die Noth zwang die Belagerten, noch eher einen Ausfall zu wagen, als der Feind die Stadt stürmte. Justinus war der Erste unter den Freywilligen, welche sich hierzu erboten. Libia wendete alle ihre Beredsamkeit an, um ihren Gatten von diesem Vorhaben abzubringen. Sie stellte ihm sein kühnes Unternehmen und den ungewissen Erfolg desselben, ihre Zärtlichkeit und die Unmöglichkeit, sich von ihm zu trennen, vor, und beschwur ihn unter den bittersten Thränen, sein Leben nicht der blinden Gefahr auszusetzen. Justinus liebte zwar seine Gattinn mehr als sich selbst; aber er liebte auch sein Vaterland. Dieses zu vertheidigen, hielt er für seine erste Pflicht. Er stellte ihr die Unmöglichkeit vor, ohne Verlust seiner Ehre in der Stadt zurück zu bleiben, tröstete sie mit der Hoffnung, bald mit Siegeslorbeeren gekrönt zu ihr wieder zurück zu kehren, und entriß sich mit Gewalt ihren Umarmungen.

Der Ausfall mißlang, die meisten wurden niedergemacht, und Justinus mit den Uebrigen, welche dem Schwerdte entrannen, gefangen. Er wurde zweyhundert Meilen weit von seiner Vaterstadt nach Nisa geführt, und allda an einen reichen Kaufmann als Sklave verhandelt. Ein ganzes Jahr brachte er unter schwerer Sklavenarbeit zu, ohne die mindeste Nachricht von dem Schicksal seiner Vaterstadt, und seiner Gattinn zu erfahren. Die schrecklichste Ungewißheit marterte ihn, ob erstere nicht nach seiner Gefangennehmung von dem Feinde erobert, und ob letztere nicht ermordet, oder, welches noch ärger, als der Tod wäre, von den Unmenschen geschändet worden sey? Oder ob sie am Leben, aber ihm nicht mehr getreu sey, sondern ihre Hand und ihr Herz schon einem anderen geschenket habe.

Diese traurigen Bilder schwebten ihm stets vor Augen, giengen mit ihm zu Bette, und weckten ihn am frühesten Morgen. Sein Herr bemerkte seine außerordentliche Schwermuth, und schrieb solche der zu wenigen Beschäftigung zu.

Um ihn zu zerstreuen, schickte er ihn einstens in einen zwey Meilen weit entlegenen Wald mit zwey Maulthieren um Holz zu fällen. Dieser Befehl war dem Justinus willkommen, weil er ihm Gelegenheit verschaffte, ungestört seinem Kummer nachhängen zu können.

In die tiefste Schwermuth versunken, irrte er eine geraume Zeit im Walde herum, bis er sich endlich ermannte, mit verdoppelten Kräften das Holz fällte, und solches seinen Maulthieren auflud. Entkräftet von der Arbeit, abgemattet von der Hitze, suchte er eine Quelle, um sich zu laben. Nach vielem vergebenen Suchen entdeckte er endlich einen bisher unbekannten Brunnen, welcher durch verschiedene Röhren sein kristallenes Wasser in ein großes marmornes Becken ergoß, und daraus entstanden mehrere kleine sanft rieselnde Bäche. Eben wollte er seinen Durst stillen, als er wieder vor Entsetzen zurückbebte; denn er sah in dem Wasser das leibhafte Bild seiner Libia. Er näherte sich noch einmahl dem Brunnen, und erblickte wie das erste Mahl, die nämli-

che

che Gestalt so frisch, und natürlich, wie sie ihm seine feurige Einbildungskraft vorstellte. Voll des innigsten Vergnügens rief er aus: Träum' oder wach' ich? Bist du es, Libia! meine zärtliche Gattinn? Ja, du bist es, dies ist dein himmlisches Angesicht, dies sind deine lilienweißen Hände, deine Korallenrothen Lippen, deine feurigen Blicke, dies ist dein alabasterner Busen. O! wie sie mich zärtlich anblicket! Rede, Libia! wie bist du in diesen Brunnen gekommen? Du antwortest mir nicht? Ach! es ist nur ihr Schatten; ein grausamer Tod hat sie mir entrissen, und ihr Geist schwebet mir vor Augen.

Er wollte sich von der Wirklichkeit dieser Erscheinung überzeugen, und die Gestalt, so er sah, mit den Händen befühlen. Aber, da er in das Wasser griff, trübte sich solches dergestalt, daß er weder seine, noch seiner Libia Gestalt mehr sah. Er glaubte daher, daß sie sich aus dem Wasser begeben habe, suchte, und rufte sie in dem Walde; aber kein Mensch antwortete ihm. Betrübt über die fehlgeschlagene Hoffnung kehrte er

wieder zum Brunnen zurück. Indessen wurde das Wasser hell, und er sah abermahl die Gestalt seiner Libia, wie zuvor. Er brach unter Thränen in folgende Klagen aus: Ach! Libia! Grausame Libia! erscheinest du mir nur dessentwegen, um mir mein Schicksal noch unerträglicher zu machen? Ich sehe dich, und wenn ich dich umarmen will, so verschwindest du. Wohlan, wenn dieser kalte Brunnen deine Wohnung ist, so will ich keinen Fuß mehr von dieser Stelle bewegen; hier will ich harren, und am nämlichen Orte, an welchem du mir erschienen bist, mein Leben beschließen. Lange klagte und jammerte er, er sah immer seine Libia im Brunnen; aber sie antwortete ihm nicht, und kam nicht näher. Endlich war er des Klagens müde, hielt die Erscheinung im Brunnen für ein Spielwerk seiner erhitzten Einbildungskraft, nahm seine beladenen Maulthiere, und wanderte traurig mit ihnen nach Hause.

Libia hatte kaum die erschütternde Nachricht erhalten, daß ihr Gatte von dem Feinde gefangen worden sey, als letzterer auch schon mit Ueber-

macht

macht in die Stadt eindrang, überall, wo er hinkam, plünderte und mordete, Mädchen und Frauen ohne Unterschied ihres Alters und Standes schändete.

Im ersten Anfall ihres Schmerzens und der Verzweiflung wollte sie sich selbst entleiben, um den Barbaren nicht in die Hände zu fallen; aber die Liebe zu ihrem Gatten, welchen sie noch am Leben wußte, hielt sie davon ab, und erregte in ihr den herzhaften Entschluß, sich durch die Flucht zu retten. Sie zog Mannskleider an, schnitt sich ihre schönen Haare ab, um nicht erkannt zu werden, nahm in der Eile so viel Kostbarkeiten mit sich, als sie tragen konnte, und entkam durch ein kleines, dem Feinde noch unbekanntes Thor glücklich aus der Stadt. Sie nahm sich vor, nicht eher zu ruhen, bis sie ihren Gatten ausfindig gemacht habe. Mit diesem Vorhaben gieng sie auf der Landstraße gerade der Residenz des Odenatus zu. Als sie noch ungefähr drey Meilen von derselben entfernt war, lenkte sie, anstatt auf der geraden Straße zu bleiben, in einen engen Fußweg

ein, welcher sie in einen dicken Wald führte. Auf einmahl verlohr sich auch dieser Weg, und sie wußte nicht, wie sie aus diesem Walde herauskommen sollte. Sie irrte einige Zeit im Walde herum, bis sie endlich an den nämlichen schönen Brunnen kam, welcher ihren Gatten mit ihrem Bilde getäuschet hatte. Das angenehme Rauschen, welches die vielfältig hervorspringenden Adern, und die kleinen Bäche verursachten, luden sie ein, sich mit seinem Wasser zu erquicken. Aber da sie sich bückte, um zu trinken, erblickte sie ihren Gatten in Lebensgröße im Brunnen. Sie blieb einige Zeit unbeweglich vor Verwunderung stehen, und betrachtete mit unverwandten Augen das Bild ihres Geliebten. Aus dieser lebhaften Erscheinung konnte Libia nichts anderes schließen, als daß ihr Justinus in der Nähe seyn müsse. Sie rief ihn daher mit ihrer Silberstimme. Allein er antwortete nicht; sie suchte ihn unter den um den Brunnen herumliegenden Steinen, in allen Gesträuchen, zerriß sich ihre zarten Hände an den stachlichten Dornen, und fand ihn nir-

nirgends, sondern kehrte immer, wie ein durstiges Reh zum Brunnen zurück, und erquickte sich an der Zaubergestalt ihres theuern Gatten. Endlich sank sie am Brunnen nieder, zerfloß in Thränen, und sprach: Vielleicht ist meine Verkleidung die Ursache, warum du mich nicht erkennest. Komm daher und überzeuge dich, indem sie ihren Busen entblößte, daß ich deine getreue Libia sey, welche nur aus Liebe zu dir ihr Vaterland verlassen, und dir den größten Theil ihres Vermögens aufgeopfert hat. Nur aus Liebe zu dir hab' ich meine weibliche Kleidung mit diesen Mannskleidern verwechselt, um unerkannt zu bleiben, und meine Ehre vor allen Nachstellungen zu sichern. Du schweigest! Ach! ich arme Verlassene! Nun seh' ich, du hast mich schon vergessen, du hast dein Herz in meiner Abwesenheit einer Anderen geschenket; sie kann vielleicht deiner Liebe würdiger seyn, als ich; aber es ist unmöglich, daß sie dich zärtlicher lieben könne, als ich dich liebe. Doch nein, du liebest mich noch, du stehest zu friedlich neben meinem Schatten, du blickest mich zu freundlich an.

Sprich nur ein einziges Wörtchen, und versichere mich, daß deine Liebe für mich in deinem Herzen noch nicht erkaltet sey. Rede, wie bist du in diesen Brunnen gekommen? Bist du zu meinem und deinem Unglück hineingestürzet? O! so reiche mir deine Hand, ich will dich trotz der Arethusa herausziehen. Indem sie dieses sprach, sah sie einen prächtigen großen Hirsch, welcher sein verlohrnes Weibchen suchte, das vermuthlich von den Jägern gefällt worden war; er sprengte schnur gerade auf den Brunnen zu. Libia verbarg sich in ein nahes Gebüsch, um ihn unbemerkt beobachten zu können. Sobald der Hirsch trinken wollte, sah er im Grunde des Brunnens seine verlohrne Hirschkuhe. Er schien sich darüber zu entsetzen, und gleichsam zu erstarren; endlich aber sprang und hüpfte er vor Freuden, und obschon er vor brennendem Durst nach dem Wasser lechzte, so trank er dennoch nicht nach Begierde, sondern leckte nur ganz sachte das Wasser von der Oberfläche des Brunnens. Weil aber sein natürlicher Trieb durch das bloße Anschauen seines Weibchens nicht gesättiget wurde,

sprang er in den klaren Brunnen, um zu dem Besitz seines geliebten Gegenstandes zu gelangen. Allein das Wasser wurde dadurch trübe, und der arme Hirsch in seiner Hoffnung betrogen. Voll Unmuth begab er sich aus dem Wasser, und kehrte wieder langsam in den Wald zurück.

Libia hatte alles dieses mit angesehen, und erkannte daraus den Betrug des Brunnens; sie wollte sich nicht länger durch vergebliche Hoffnung täuschen lassen, sondern suchte einen Weg aus dieser Einöde zu finden. Nach langem Herumirren gelang es ihr endlich, wieder auf die Landstraße zu kommen. Sie vergoß häufige Thränen, und verfluchte den Hirsch, welcher ihr den süßen Wahn, ihren Geliebten zu finden, benahm.

In diesen Gedanken vertieft, kam sie an den Hof des Odenatus, gieng gerade in den Pallast, und sah sich überall nach dem Justinus um. Die Herzoginn Zelinde, einzige Erbin des Odenatus, erblickte sie, ließ sie durch einen Edelknaben rufen, und fragte sie, woher sie komme? wie sie heiße? und was sie bey Hofe suche? Die schöne Libia ant-

antwortete ihr mit niedergeschlagenen Augen, und einnehmender Schüchternheit: Sie sey aus Palmerina, und nenne sich Libio. Der Ruf der weltberühmten Thaten ihres großen Vaters habe in ihr die Begierde erwecket, an seinem Hofe Dienste zu suchen, und sich unter ihm zum großen Mann und Helden zu bilden.

Zelinde war gleich im ersten Augenblicke von der Schönheit und dem bescheidenen Wesen des verkleideten Libio eingenommen, und nahm ihn mit Bewilligung ihres Vaters zu ihrem Edelknaben auf. Sie fühlte für ihn eine heftige Liebe, an welcher aber die Sinnlichkeit den größten Antheil hatte. Ihre Begierden nach seinem Genuß wurden durch die stete Gegenwart des neuen Edelknabens, welcher seine Gebieterinn überall hinbegleiten mußte, immer größer. Sie überlegte daher bey sich, wie sie ihn zu ihren Absichten vorbereiten könne? Zelinde wußte gar wohl, daß sie bey ihm nicht auf einmahl zu ihrem Zweck gelangen würde, sondern ihm nach und nach seine Schüchternheit benehmen müsse. Sie rufte ihn daher einstens zu

sich in ihr Kabinet, versicherte ihn ihrer Huld und Gnade, und liebkosete ihn mehr, als sonst eine Prinzessinn von Geburt einen Edelknaben, welcher schon das mannbare Alter erreichet hat, zu liebkosen pflegt. Libia, jetzt Libio genannt, war sehr betroffen über diese unerwartete Liebeserklärung, suchte aber dennoch so gut als möglich sich zu verstellen, weil sie ihr Geschlecht kannte, und wuste, daß solches durch nichts mehr, als durch verschmähte Liebe zum Zorn und zur Rache gereitzet werde. Sie versicherte daher die Prinzessinn. von ihren huldreichen Gesinnungen innigst gerührt zu seyn; sie schwur ihr unverbrüchliche Treue und blinden Gehorsam in Allem, was sie von ihr verlangen würde, denn sie hofte, daß vielleicht die Prinzessinn mit der Zeit von ihrer Thorheit würde geheilet werden, oder daß sie sonst ein günstiger Umstand aus dieser Verlegenheit ziehen würde, ohne daß sie nöthig habe, ihr Geschlecht zu entdecken. Indessen gab sie sich alle Mühe, der Prinzessinn gefällig zu werden, und jeden Wink von ihr mit der größten Genauigkeit zu befolgen.

Zelin=

Zelinde zweifelte nicht, daß ihre Person einen Eindruck auf das Herz ihres Edelknabens gemacht habe, und stellte sich schon in ihrer Einbildung das Vergnügen, die ersten Früchte seiner Liebe zu genießen, mit der lebhaftesten Empfindung vor. Sie gab daher ihrem neuen Liebhaber immer mehr Gelegenheit, mit ihr allein zu seyn, suchte seine Begierden durch die feurigsten Liebkosungen, wollüstigsten Stellungen und Geberden zu reitzen, und nahm sich vor, ihn bey erster Gelegenheit mit der höchsten Gunstbezeigung zu beglücken. Libia befand sich in der peinlichsten Lage, welche man sich nur denken kann. Die Natur hatte sie außer Stand gesetzet, die wollüstigen Forderungen der Prinzessinn zu befriedigen, welche immer mehr in sie drang. Sie zitterte vor dem Augenblicke, in welchem sie ihr Geschlecht würde offenbaren müssen, weil sie mit Grund befürchtete, daß sie und ihr Geliebter der Rache der betrogenen Prinzessinn würden aufgeopfert werden. Sie stellte sich immer als ein blöder, in der Liebe noch unerfahrner Jüngling, welcher das Begehren der

Prinzessinn nicht verstünde, und den die Ehrfurcht zurück hielt, ihr die geforderten Beweise seiner Gegenliebe zu geben. Als sie aber dem ungestümen Verlangen der Prinzessinn nicht mehr ausweichen konnte, entdeckte sie ihr das Geheimniß des wahrsagenden Brunnens, welcher die wunderbare Eigenschaft habe, daß, wenn ein Verliebter sich in diesem Wasser besehe, er diejenige, welche er aufrichtig, und ohne Falschheit liebe, in ihrer wahren Gestalt, als wenn sie persönlich zugegen wäre, an seiner Seite sehe. Sie erbot sich, die Prinzessinn dahin zu führen, damit sie sich selbst überzeugen könne, ob sie ihr Libio wahrhaft liebe, oder nicht? und ob er der Gnade würdig sey, mit welcher sie sich bis zu ihm herablasse? wo sie sich sodann allem blind unterwerfen würde, was die Prinzessinn von ihr fordern würde. Libia hofte, dadurch die beste Gelegenheit zu haben, der Zelinde ihr Geheimniß zu offenbaren, und sie für ihren Geliebten geneigt zu machen.

Die Prinzessinn war neugierig, diesen Brunnen zu sehen; sie nahm daher den Vorschlag der

Libia

Libia an, und begab sich gleich am folgenden Morgen noch vor Aufgang der Sonne, von Libia und einem vertrauten Kammerdiener begleitet, im Geheim dahin. Zelinde und Libia besahen sich zugleich in dem Brunnen. Libia sah ihre eigene Person neben Zelinde stehen, welches sie von der wahren Liebe der Prinzessinn gegen sie überzeugte; letztere hingegen, welche vor Ungedult brannte, zu erfahren, ob ihr Bild an der Seite des Libio stehen würde, oder nicht? sah statt ihr bey dem vermeinten Libio einen schönen jungen, wohlgebildeten Mann, welcher ihr Ehegatte, Justinus, war. Libia dachte, daß es nunmehr Zeit sey, der Prinzessinn ihren Irrthum zu benehmen; sie warf sich ihr zu Füßen, entdeckte ihr das ganze Geheimniß, ihr Geschlecht, ihre Geburt, und die Geschichte ihres Gatten, und bat die Prinzessinn inständigst um die Befreyung desselben aus seiner Gefangenschaft.

Die Prinzessinn war erstaunt und gerührt von der Erzählung der Libia. Sie schien von ihrer thörichten Leidenschaft geheilet zu seyn, und wah-

res Mitleiden gegen die unglückliche Libia zu fühlen. Zum Unglück aber machte die verliebte Libia der Prinzessinn eine so reitzende Schilderung von der Schönheit und den vortreflichen Eigenschaften ihres Gatten, daß bey der Zelinde von neuem die Begierde erwachte, diesen liebenswürdigen Mann persönlich kennen zu lernen. Libia mußte sich noch einmahl mit ihr im Brunnen besehen, damit sie sein Bild genauer betrachten konnte. Dieses entzündete in der wollüstigen Zelinde eine eben so heftige Liebe, als sie vorhin für die Libia empfand, so lange ihr Geschlecht verborgen war. Die Begierden waren die nämlichen, nur der Gegenstand war verändert. Diese Begierden mußten befriediget werden, es möge kosten, was es wolle; dieser Entschluß wurde von ihr schon beym Brunnen gefaßt.

Verstellung ist dem weiblichen Geschlechte angeboren, und man erräth alsdann nur die Wahrheit, wenn man gerade das Gegentheil von dem glaubt, was sie sagen. In dieser Kunst war Zelinde eine Meisterinn. Sie versicherte Libien mit

der ausgesuchtesten Heucheley ihrer vorigen Huld und Gnade, und versprach ihr, sie so lange bey sich als Edelknaben zu behalten, bis sie ihren Gatten würde ausfindig gemacht haben; in ihrem boshaften Herzen aber sann sie nur auf Mittel, zum Besitz des Justinus zu gelangen, und Libien zu entfernen, damit sie ihren Absichten mit ihm nicht hinderlich seyn könne.

Wenn sich ein Weib etwas vornimmt, besonders, wenn sie ihre wollüstigen Begierden stillen will, so ist ihr kein Mittel zu schlecht, welches sie nicht anwendet, um ihren Entzweck zu erreichen.

Sobald Zelinde nach Hause kam, lief sie mit verweinten Augen, und zerrauften Haaren zu ihrem Vater, und klagte ihm, daß ihr neuer Edelknabe Libio sich erkühnet habe, an ihr Hand anzulegen, weil sie ihm ein Vergehen gegen sie verwiesen habe. Sie bat also ihren Vater, sie gegen alle fernere Gewaltthätigkeiten zu schützen, den Edelknaben zu bestrafen, und ihr Genugthuung zu verschaffen. Der Herzog war über die Verwegenheit des Edelknabens äußerst aufgebracht, und

um

um seiner Tochter sich gefällig zu bezeigen, überließ er ihr die Bestrafung des Verbrechers. Diese ließ die arme Livia in ein düsteres Gefängniß werfen, und befahl, bey Lebensstrafe, Niemanden mit ihr reden zu lassen.

Indessen die unglückliche Libia, welche sich keines Verbrechens bewußt war, ihr grausames Schicksal beweinte, gab die boshafte Zelinde ihrem vertrauten Kammerdiener eine große Summe Geld, und trug ihm auf, in ganz Syrien sich um den Sklaven Justinus zu erkundigen, und ihn, wenn er ausfindig gemacht worden, für sie zu kaufen, um welchen Preis es auch immer sey.

Der Kammerdiener würde, um den Befehl seiner Fürstinn zu vollziehen, die ganze Welt durchgereiset seyn, und den Justinus aufgesuchet haben; es kostete ihn aber keine große Mühe, denselben zu erfragen, weil er nur in der Stadt Nisa, sechs Meilen von der Residenz des Odenatus, war. Sobald der Befehl der Prinzessinn, Zelinde in der Stadt öffentlich bekannt gemacht wurde, brachte ihn der Kaufmann selbst, bey

wel-

welchem Justinus als Sklave diente, dem Kammerdiener. Dieser erhandelte ihn um drey hundert Goldkronen, und führte ihn an den Hof seiner Fürstinn.

Justinus, welcher nichts weniger als die Absichten der Zelinde vermuthete, war entzücket über das unverhofte Glück, aus seiner schweren Sklaverey plötzlich befreyet zu werden, und in die Dienste einer großen Fürstinn aufgenommen zu werden. Er schmeichelte sich mit der süßen Hofnung, daß das Schicksal einmahl müde sey, ihn zu verfolgen, und seine Leiden nunmehr bald geendiget seyn würden; er gab sich daher alle Mühe, die Gunst der Fürstinn zu erwerben. Zelinde war ebenfalls sehr erfreut, den Gegenstand ihrer Liebe bey sich zu haben. Sie suchte stündlich Gelegenheit, ihm ihre Neigung zu eröffnen, und machte ihm, sobald sie mit ihm allein war, die Ursache bekannt, warum sie ihn in ihre Dienste gekauft habe. Sie habe nämlich seine schöne Gestalt, und vortreflichen Eigenschaften durch folgenden traurigen Zufall erfahren.

Eine

Eine adeliche Frau in Palmerina habe sich unlängst über die Nachricht, daß er vor dem Uebergang der Stadt in einem Treffen geblieben sey' elbst ermordet.

Zelinde erdichtete den Tod der Libia in der Absicht, damit Justinus in der Liebe gegen seine Gattin lau werden, endlich gar erkalten solle, und sie ihren Entzweck bey ihm desto geschwinder erreichen könne. Zugleich gab sie ihr Verlangen durch verschiedene nicht zweydeutige Reden, und durch Versprechen großer Belohnungen zu erkennen. Justinus erschrack zwar über diese Nachricht; jedoch konnte er solcher nicht vollkommen Glauben beymessen, weil er die unreinen Absichten der Prinzessinn nur zu deutlich wahrnahm. Indessen dankte er ihr als ein schlauer Hofmann mit aller Unterwürfigkeit für ihre gnädigen Gesinnungen, so sie für ihn hege, und versprach ihr, ihrem Willen, und ihren Begierden, soviel es in seinen Kräften stehe, Folge zu leisten.

Sobald ihn aber Zelinde von sich ließ, verschloß er sich in sein Zimmer, beklagte sich über

sein

sein unglückliches Schicksal, und beweinte bald den Tod seiner zärtlichen Gattinn, bald hielt er solchen wieder für eine boshafte Erdichtung der verliebten Prinzessinn.

Zelinde bemerkte in Kürze den Kaltsinn des Justinus gegen ihre feurigen Liebkosungen; ihre heftigen Begierden wurden dadurch nur noch mehr entzündet; sie ergriff daher die erste Gelegenheit, welche sich darbot, ihre Wollust zu befriedigen. Sie warf ihm seine Nachläßigkeit in ihrem Dienst' und seinen unverzeihlichen Undank für ihre zärtliche Liebe vor. Da aber weder Schmeicheleyen, noch Drohungen etwas über ihn vermochten; so fiel sie ihm mit offenen Armen um den Hals, zog ihn zu sich auf's Bette, und — wollte mit Gewalt erzwingen, was sie durch Liebkosungen von ihm nicht erhalten konnte.

In dem nämlichen Augenblicke trat unglücklicherweise ihr Vater Odenatus von ungefähr in das Zimmer, und traf seine Tochter mit ihrem Sklaven in einer Stellung an, welche ihm ihre Absicht nur zu deutlich verrieth. Ergrimmt über

die Verwegenheit des Sklaven, und die Zügellosigkeit seiner Tochter, packte er den armen Justinus bey der Gurgel, schleuderte ihn von der Prinzessinn hinweg und befahl, ihn in das schrecklichste Gefängniß seines Pallastes zu werfen, seine Tochter aber ließ er in einen hohen Thurm einsperren, und sie strenge bewachen.

Hier dachte nun Justinus seinem Unglück und allen den Begebenheiten nach, welche sich in so kurzer Zeit mit ihm ereigneten, klagte laut über die Härte seines Schicksals, und rief: Dies sind also die Früchte der Hofnung, mit welcher ich mir schmeichelte, als ich aus meiner ersten schweren Dienstbarkeit erlöset wurde! Gottlose Zelinde! hast du mich darum an deinen Hof kommen lassen, um deine geile Liebe zu stillen, und mir einen schmählichen Tod zu bereiten? O Libia! Libia! wo bist du? vielleicht sind deine Leiden schon geendiget, vielleicht wandelst du schon im Elisium, und erwartest deinen getreuen Gatten, welcher dir bald nachfolgen wird, vielleicht schwebet schon jetzt dein heiliger Schatten unsicht-

bar

bar um mich, und flößt mir Muth und Stärke im letzten Todeskampfe ein.

Libia, welche in dem nämlichen Gefängnisse am andern Ende desselben war, hörte ihren Namen rufen, erkannte die Stimme ihres Libio, und flog in seine Arme. Justinus! Libia! war das einzige, was sie stammelnd hervorbrachten. Freudenthränen flossen von beiden Seiten, und das außerordentliche Entzücken über ihre schnelle Wiedervereinigung benahm ihnen die Sprache. Das düstere Gefängniß verwandelte sich plötzlich für die zwey Liebenden in ein Paradies. Aller Kummer, alle ausgestandene, und noch bevorstehende Leiden verschwanden vor ihren Augen; sie dachten in diesem Augenblicke an nichts, als an ihre beiderseitige Liebe.

Als das erste Entzücken vorüber war, und Beide wieder ruhiger geworden waren, erzählte Libia ihrem Gatten alles umständlich, was sich mit ihr von der Zeit an ereignet hatte, als Palmerina an den Feind übergegangen war, und wie sie sich in Mannskleidern aus der Stadt gerettet hatte, bis

auf

auf den Augenblick, in welchem sie in dieses Gefängniß gebracht worden, wovon sie ihm gar keine Ursache anzugeben wußte. Sie vergaß auch nicht des wahrsagenden Brunnens, und der wollüstigen Begierden der Zelinde, so lange letzterer ihr Geschlecht verborgen war, zu erwähnen.

Justinus vermuthete aus dieser Erzählung mit Grunde, daß die wollüstige Zelinde die einzige Ursache ihres gegenwärtigen Unglückes sey. Er machte ihr daher ebenfalls seine Geschichte vom Anfang seiner Gefangenschaft bis auf den Augenblick bekannt, allwo sie Beide im Gefängniß zusammen trafen.

Da die Umstände ihrer Erzählung von den schändlichen Begierden der Zelinde vollkommen gleich waren; so glaubte Libia, daß es am Besten wäre, wenn sie dem Odenatus ihre wahre Geschichte, so bald es nur immer möglich, und zwar noch eher, als er das Urtheil über sie fällte, entdeckten, weil sie hoffte, daß der Herzog von ihrer Unschuld werde überzeugt seyn, Beide aus ihrer Gefangenschaft befreyen, auch mit seiner Tochter

wegen

wegen ihres aus Liebe und Irrthum begangenen Fehlers Nachsicht tragen werde.

Libia wußte, daß Odenatus einen vertrauten Umgang mit einem Weibe hatte, welches eine Zauberinn war. Dieses Weib war schon sehr alt und häßlich, klein, bucklicht, hatte eine platte eingedrückte Nase, kleine mit Scharlach besetzte Schweinsaugen, und einen zahnlosen Mund, welcher mit den Ohren in genauer Correspondenz stand. Ihr stinkender Odem war Jedem unerträglich, welcher das Unglück hatte, mit ihr zu sprechen. Kurz, sie sah mehr einem Pavian ähnlich, als einem Menschen, und war ein sicheres Bewahrungsmittel für alle Anfechtungen des Fleisches. Dessen ungeachtet wußte sie den Odenatus durch Zauberey dergestalt zu verblenden, daß er sie für eine zweyte Venus hielt. Indessen war dieses erbauliche Liebesverständniß am ganzen Hofe nur zwey oder drey Personen, worunter auch Libia war, bekannt.

Justinus gab dem Vorschlage seiner Libia vollkommenen Beyfall. Nur war die Frage: wie sie

vor

vor den Odenatus gelangen könnten? Endlich gewannen sie durch vieles Bitten und Versprechen den Thurmwächter, welcher ihre Bitte dem Herzog vortrug. Dieser ließ Beide zu sich kommen, hörte ihre Geschichte mit Aufmerksamkeit an, und verwunderte sich über die seltenen Eigenschaften des wahrsagenden Brunnens, von welchem er bis diese Stunde nichts gehört hatte. Er ließ seine Tochter rufen, und da sie alles das bestätigte, was ihm Justinus und Libia von dem wahrsagenden Brunnen erzählten, so beschloß er, solchen selbst mit seinem ganzen Hofstaat, wozu auch der Oberpriester eingeladen wurde, zu besuchen.

Sechs Räthe wurden als unpartheyische Richter ernannt, welche ihre Meinung über das, was sie sehen würden, dem Herzoge sagen sollten, und ein geheimer Sekretär mußte ein eigenes Protokoll darüber führen.

Der ganze Hofstaat begab sich am folgenden Tage zu dem wunderbaren Brunnen. Die Richter stellten sich um solchen in einem Kreise, hinter ihnen das Gefolge vom Hofe. Justinus mußte sich

sich zuerst im Wasser beschauen. Die schöne Libia erschien neben ihm in der nämlichen Gestalt, wie sie noch als Edelknabe gekleidet in der Ferne unter den Hofleuten stund. Justinus mußte abtreten, und Libia wurde herbeygerufen. An ihrer Seite zeigte sich Justinus ebenfalls so natürlich, wie ihn die Richter lebendig vor Augen sahen. Alsdann besah sich Odenatus zugleich mit seiner Tochter Zelinde in dem Brunnen, und da war es unläugbar, wie sehr sie den Justinus liebte; denn dieser war nächst an ihr zu sehen; an der Seite des Odenatus hingegen zeigte sich ein solch abscheuliches altes Weib, daß sich Alle darüber entsetzten, und ihren Widerwillen nicht verbergen konnten. Dieses war, wie wir bereits wissen, seine Geliebte, welche ihn durch ihre Zauberkünste so sehr verblendet hatte.

Odenatus war über diese Demüthigung, welche ihm in Gegenwart seines ganzen Hofstaates widerfuhr, äußerst beschämt, besonders verdroß ihn, daß die Richter, welche er selbst gewählt hatte, Zeugen seiner unnatürlichen Liebe seyn

mußten. Er befahl ihnen daher, sie sollten sich auch in dem Brunnen beschauen, damit er ebenfalls ihre Unvollkommenheiten kennen lerne.

An der Seite des ersten Richters, welcher schon ein achtzigjähriger Greis war, sah man sein altes runzlichtes Weibchen, welches ein Beweis war, daß sie Beide noch in ihrem hohen Alter in einer vergnügten Ehe lebten. Bey dem Zweyten, welcher ein Wittwer war, stund seine schöne junge Beschließerin. Der Dritte hatte eine Menge offener Bücher vor und um sich liegen, weil das Studieren seine Lieblingsneigung war. Bey dem Vierten stunden viele theils mit Gold- theils mit Silbermünzen angefüllte Säcke; denn er war ein Wucherer, und sprach nur Demjenigen Gerechtigkeit, welcher ihn gut dafür bezahlte. Der Fünfte hatte einen gedeckten Tisch mit Gesottenem, Gebratenem und Gebackenem vor sich, weil sein Schmerbauch sein Abgott war. Endlich neben dem sechsten und letzten Richter stund ein ungeheuer großes Faß Wein, weil er meistens seine Vernunft in Wein zu ertränken pflegte.

Nun

Nun kam die Reihe an den Oberpriester; dieser sträubte sich lange, schützte seinen hohen Stand und seine Würde vor, welche ihm nicht erlauben, an dergleichen zauberischen Spielwerken, mittelst welchen die bösen Geister frommen Menschen zu schaden suchen, Antheil zu nehmen, sein untadelhafter Lebenswandel und seine Frömmigkeit sey, ohne dieß jedermann hinlänglich bekannt, er habe daher nicht nöthig, zu solchen elenden Mitteln seine Zuflucht zu nehmen. Allein, es half keine Vorstellung; Odenatus befahl, und der Oberpriester mußte gehorchen. Er näherte sich ganz schüchtern dem Brunnen; allein kaum blickte er in das Wasser, so entstund ein allgemeines Gelächter; denn der ganze Brunnen war mit lauter jungen nackenden Mädchen von funfzehn bis sechzehn Jahren angefüllt, welche um ihn herumschwammen. Jedermann sah also zu seiner größten Verwunderung, daß der Oberpriester, wie leider! die meisten Bonzen, ein Heuchler, Andern Keuschheit predigte, und selbst der geilste Bock war, welcher

seine Wollust nur mit jungen unschuldigen Mädchen stillte, und sie ihrer Jungferschaft beraubte.

Bey dem übrigen Hofstaat waren verschiedene Gestalten im Wasser zu sehen. Selten sah man bey einem Ehemann sein eigenes Weib, und selten bey einem Weibe ihren eigenen Ehemann stehen; jedes hatte einen anderen geliebten Gegenstand an seiner Seite. Keusche Matronen, welche im Rufe der Heiligkeit stunden, hatten einen schönen Sklaven bey sich, mit welchem sie in Geheim die Wunderwerke der Schöpfung betrachteten. Alle betagte Frauen von funfzig Jahren, welche öffentlich sich so sehr über die Ausgelassenheit der jetzigen Jugend ereiferten, sah man im Brunnen von einem schönen jungen Knaben begleitet, welcher ihnen die Erstlinge seiner Mannskraft opfern mußte.

Bey den zwo schönsten Hofdamen stund bey der einen ein häßlicher Mohr, und bey der andern ihr bärtiger Kutscher. So verschieden ist der Geschmack in der Liebe.

Da

Da alle Anwesende sich in dem Brunnen besehen, und jedermann in solchem nicht nur seine eigene Schwachheit, sondern auch die der Andern entdecket hatte; so hielt ein jeder für rathsam, niemand zu offenbaren, was er gesehen, aus Furcht seine eigenen Fehler möchten sonst nicht verschwiegen bleiben. Odenatus fand es also überflüßig, das Stillschweigen durch ein Gesetz zu gebieten.

Justinus und Libia erhielten nicht nur ihre Freyheit, sondern wurden auch vom Odenatus reichlich beschenket, und ihnen von ihm ein schriftlicher Befehl an seinen Stadthalter zu Palmerina mitgegeben, daß er sie in ihre Güter wieder einsetzen, und ihnen alle ihr verlornes Vermögen wieder zurückgeben solle.

Sie lebten stets glücklich, und vergaßen nie den wahrsagenden Brunnen, dem sie das Ende ihrer Leiden und ihre Wiedervereinigung zu danken hatten.

Odenatus ließ über den Brunnen ein prächtiges Gebäude aufführen, und über solches mit

großen goldenen Buchstaben, Wahrsagender Brunnen, schreiben.

Da aber das Volk von allen Gegenden haufenweise zuströmte, viele Streitigkeiten, besonders unter Eheleuten entstunden, wovon die meisten sich von ihrer Ehehälfte wollten scheiden lassen; so befahl Odenatus den Brunnen zu sperren, und ließ ihn bewachen.

---

# Die zween Zeissige.

Als ich letzthin, in meine gewöhnliche Schwermuth versunken, von der Arbeit nach Hause gieng, um mein mageres Mittagsmahl zu verzehren, machten mich zween Zeissige aufmerksam.

Der eine hieng vor dem Hause eines Bürgers, in einem schlechten, aber geräumigen Käfig, der andere aber war gegen über in dem Pallaste des Fürsten von = • = vor dem Fenster an eine prächtige mit Gold verzierte Galeere, wie man solche für diese Vögel zu machen pfleget, mit einer kleinen silbernen Kette angeschmiedet.

Beide schienen mir in einem vertrauten Gespräche begriffen zu seyn. Weil ich die Sprache der Vögel verstehe, so war ich neugierig, von was sie wohl reden möchten. Ich stellte mich daher

her in der Gasse an eine Ecke, und vernahm Folgendes:

Obgleich meine Freyheit wahrscheinlicherweise auf immer dahin ist, so ist dennoch mein Schicksal ganz erträglich. Mein Herr ist zwar ein Kaufmann, und du weißt wohl, daß Art von Art nicht läßt, und ein Kaufmann immer ein Kaufmann bleibet; jedoch ist er im Punkt des Wuchers weniger Kaufmann, als andere, er begnüget sich mit einem mittelmäßigen Gewinn, und hat auch deswegen das größte Verkehr in der Stadt. Er ist ein braver wackerer Mann, der auch den Armen zuweilen Gutes thut, und seine Gattinn ist ein gutes Gänschen. Mein Futter und frisches Wasser wird mir täglich in der Frühe zu einer gewissen Stunde zwar nicht im Ueberfluß, jedoch in guter Qualität und hinlänglicher Menge abgereichet. Mein Bauer wird immer sauber und rein gehalten, und ich bekomme auch, wenn es die Jahrszeit zuläßt, Grünes und Salat. Mein Herr und meine Frau liebkosen mich öfters, wenn ich Ihnen Dank zusinge. Im Winter unterhalten sie

sich

sich sogar mit mir, öffnen mir den Bauer, und lassen mich im Zimmer herumfliegen. Ich sitze Ihnen alsdann auf die Hand, und zwitschere so lange, bis ich ein Stückchen Bisquit bekomme. Beide haben mich versichert, daß ich, so lang ich lebe, bey Ihnen Brod haben werde.

Wie beneidenswerth ist nicht dein Loos gegen das Meinige! erwiederte der kleine unglückliche Galeerensclave. Du dienest zwar nur einem Privatmanne; aber du wirst doch von ihm als sein Mitgeschöpf betrachtet, darfst keinen Mangel leiden, und nicht fürchten, im Alter vor Hunger sterben zu müssen; mit mir hingegen verfahren die grausamen Menschen nicht so liebevoll. Nicht zufrieden, mir Freyheit, Gattinn und Kinder geraubet zu haben, schmieden mich die Barbaren annoch um die Pracht meines Herrn zu vergrößern, an eine goldene Galeere, und stellen mich dem neugierigen Pöbel zur Schau aus. Sie reichen mir täglich nur gerade so viel schlechtes Futter, als nöthig ist, um mein elendes Leben zu fristen, und dieses muß ich mir mit meinem sauern

Schweiß

Schweiß verdienen. So oft das Glöckchen läutet, und ich mit meinem leeren Schnäbelchen aus dem kleinen Futterbehältniß fahre, weil ich den mageren Dotter nicht haschen konnte, (an Hanfsaamen ist nicht zu gedenken) oder, wenn ich bey brennender Sonnenhitze einen Fingerhut voll faules Wasser mit meinen kleinen Klauen empor zu ziehen mich bemühe, und ich solches auf dem halben Wege aus Mangel der Kräfte wieder muß fallen lassen, alsdann spottet man noch meiner, und schimpft mich. Je mehr ich singe, desto mehr verlanget man von mir, ohne mir ein besseres Futter zu geben. Was soll ich Aermster machen? Meinen Herrn kenn' ich nicht, wie soll ein armer Zeissig von einem Fürsten gekannt werden! Man hat mich vermuthlich nur deswegen an die Galeere geschmiedet, damit ich nicht zu meinem Herrn fliegen, ihm mein Klagelied vorsingen, und ihn zum Mitleid bewegen kann. Ich könnte ihm noch andere schöne Stücklein erzählen; denn du kannst nicht glauben, wie es in den Häusern der Großen zugehet. An uns armen kleinen Thieren

spart

spart man das Futter, und läßt uns halb verhungern, auf der andern Seite füttert man Taugenichtse und Müßiggänger im Ueberfluß. Jedermann stiehlt und betrügt, wie, und wo er kann, und der gute Fürst glaubt, er habe lauter ehrliche Leute um sich; es ist schon einmahl das Loos der Fürsten, betrogen zu werden. Aber, was würde es mir helfen, wenn ich dem Fürsten alles entdecken könnte, ich müßte doch Unrecht behalten, und mein Schicksal würde noch härter seyn. Ein armer Mann, welcher in dem nämlichen Vorzimmer, in dem ich im Winter seyn muß, viele Stunden auf den Fürsten wartet, und niemahls vorgelassen wird, machte mit mir Bekanntschaft, und versprach mir, eine Bittschrift an den Fürsten aufzusetzen. Allein sein eigenes Beyspiel lehret mich, daß Bittschriften ohne Wirkung bleiben, weil sie durch so viele Hände laufen müssen, bis solche an den rechten Herrn gelangen, und alle diese Hände wollen schon vorhinein bezahlt seyn. Wenn ich ein Weib zur Fürsprecherinn hätte, würd' es mir freylich besser gehen. Durch die

Weiber ist der Gimpel und der Papagey ins Haus gekommen. Beide werden reichlich ernähret, und mästen noch die Mäuse von dem Zuckerwerk, das sie selbst nicht aufzehren können. Allein die Weiber lieben nur, wie Jedermann bekannt ist, bunte Federn und dummes Papageygeschwätz; ich habe nichts als meinen natürlichen Gesang gelernet, und kann nur denjenigen gefallen, welche die Natur lieben, und ihre Ohren nicht zu sehr an den künstlichen Gesang der abgerichteten Vögel gewöhnt haben.

So durchjammere ich meine Tage, und an jedem Morgen ist mein erster Wunsch: Sanfter Tod, du Tröster aller Unglücklichen, mache meinen Leiden bald ein Ende. — — — Amen! rief ich mit einem tiefen Seufzer, und schlich betrübt nach Hause.

---

Der

# Der Kapuziner Layenbruder.

Zu G. in Schw. setzte sich einstens im Winter an einem Sonntag frühe ein Kapuziner Layenbruder in einen Beichtstuhl, zog die Kapuze über den Kopf, und schlief ein Stündchen ganz sanft. Als er aufwachte, sah er eine junge Frau vor dem Beichtstuhl knien, welche in der Meinung, es sitze ihr gewöhnlicher Beichtvater, anfieng ihre Sünden zu beichten. Vermuthlich reitzte gleich die erste Sünde die Neugierde des Bruders, von dem schönen Weibchen noch mehr zu erfahren. Er hörte daher ihre ganze Beichte an. Als sie vollendet hatte, begann unter ihnen folgendes Gespräch.

Bruder. Verzeihen Sie, liebe Frau! Ich kann Ihnen nicht die Absoluzion ertheilen; denn ich bin kein Priester, sondern nur ein armer

Layen-

Layenbruder, und habe mich nur in diesen Beichtstuhl gesetzet, um ein wenig auszuruhen.

Frau. Was? Er gottloser Mensch, untersteht sich, meine ganze Beichte anzuhören? Jetzt geh' ich gerade zum P. Guardian, und erzähl' ihm alles haarklein, damit er seine wohlverdiente Strafe erhalte.

Bruder. Und ich gehe zu Ihrem Eheherrn, und erzähle ihm auch alles haarklein, was Sie mir gebeichtet haben, damit er sehe, was er für ein sauberes Früchtchen vom Weibe habe.

---

Meine

## Meine letzte Reise auf der Donau von Ulm bis Wien.

Obschon die Reise auf der Donau nach Wien von Mehreren beschrieben worden ist, so dürfte es dennoch vielleicht Manchem nicht unangenehm seyn, auch meine Beschreibung hiervon zu lesen. Diejenigen aber, welchen solche nicht behagt, mögen die Güte haben, die wenigen Seiten zu überschlagen.

Daß die Donau in Donaueschingen, einem Marktflecken, welcher hiervon den Namen hat, und die Residenz des Fürsten von Fürstenberg ist, entspringet, und allererst in Ulm durch den Zufluß anderer Flüsse schiffbar wird, ist eine ohne dieß bekannte Sache, und wäre überflüßig, hiervon etwas zu erwähnen.

Von

Von Ulm gehen im Frühjahr bis späten Herbst wöchentlich ein — nach Umständen auch zwey Frachtschiffe nach Wien. Dieses ist sehr bequem für jene Reisende, welche die Reise auf dem Wasser machen wollen, hingegen nicht reich genug sind, ein eigenes Schiff zu nehmen; sie reisen mit viel geringeren Kosten, als auf dem Lande. Die Schiffe sind zwar klein, und nur von dünnen Brettern zusammen gesetzet, sie können aber wegen den vielen niederen und engen Brücken nicht größer und stärker seyn; denn nur allein von Ulm bis Regensburg zählt man bey zwanzig solche Brükken, durch welche ein grosses Schiff nicht kommen könnte. Sie verkaufen ihre Schiffe in Wien um einen geringen Betrag, und gehen alsdann zu Fuß nach Hause.

Uebrigens ist noch nie ein Ulmer Schiff verunglücket, die Schiffleute sind geschickt, äußerst vorsichtig und stets nüchtern, auch wider die Gewohnheit des Schiffvolkes höflich und bescheiden. Ueberhaupt sind die Leute in Ulm rechtschaffen, gutherzig und menschenfreundlich; ein Beweis davon

von ist, daß selten etwas verloren gehet, welches nicht wieder zurückgestellt wird. Ich hab' es selbst während meines Aufenthalts allda erfahren. Mein Weib verlor zweymahl einige Kleinigkeiten; ich ließ es in die Zeitungen eindrucken, und am dritten Tage erhielt sie die verlornen Sachen wieder. Ich werde diese Stadt, und die theuren Freunde, welche ich in solcher verlassen habe, nie vergessen, besonders die würdigen Männer, Faulhaber, Ruland, Miller, und die edle Wittwe, Frau Faulhaber; ich werde ihnen für die Wohlthaten, die ich von ihnen empfangen habe, ewig dankbar seyn. Sollte einer von ihnen dieses mein Büchlein lesen, so wird er mich kennen, und sich meiner erinnern, und ich schmeichle mir, daß diese Erinnerung ihm keine unangenehme Empfindung verursachen werde.

Ich reiste mit einem solchen Ordinarischiffe den 21sten August 1784 an einem Samstag Nachmittag zwischen ein und zwey Uhr sammt meinem Weibe, zwey Kindern, und einer Dienst-

magd aus vielen Ursachen mit schwerem Herzen von Ulm ab.

Das Schiff hatte zwo Abtheilungen, welche man Zimmer nennet; in dem ersten und besseren waren wir, und diejenigen, welche mehr als die Uebrigen bezahlten, in dem anderen waren die Handwerksbursche und Emigranten, welche nach Pohlen wanderten. Diese beyden Behältnisse sahen einem Stockhause ziemlich ähnlich, in welchem man die Gefangenen ohne Rücksicht auf den Raum einpacket.

Unsere Gesellschaft bestand aus einem ledigen Frauenzimmer von Straßburg, welche in der Folge eine Hauptrolle auf unserer Reise spielte, einem gewissen Herrn von B,— gewesenem Beamten bey dem Grafen F— von D—, aus einer alten Niederländerinn, zween ungarischen Studenten, einem kaiserlichen Wachtmeister, und noch einer Französin, von welcher ich nichts zu sagen weiß, als daß sie krumm und häßlich war, schlecht Deutsch sprach, und nach Preßburg in Ungarn gieng, dann aus einem Franzosen, welcher nach

Wien reiste, um die deutsche Sprache zu lernen übrigens aber ein artiger Mensch war, und endlich aus fünf Pohlen, welche Bediente einer Herrschaft waren. Die übrigen Leute auf dem Schiffe waren ein Praktikant von Mößkirch, zween Lothringern mit ihren Weibern, so Kattundrucker sind, einige Handwerksbursche, und beyläufig 130 Emigranten mit ihren Weibern und Kindern, meistens Lothringer, aus dem Saarbrückischen, und der Grafschaft Vanderley, welche den sklavischen Druck ihrer Tyrannen nicht länger ertragen konnten, sondern alles zurück ließen, und ihr Glück in einem fremden Lande suchten.

Es ist bekannt, welche Armuth in Lothringen unter der niederen Volksklasse herrschte, wie sehr solche von dem Adel und den Pächtern gedrückt wurde; man konnte also schon damahls vorher sehen, daß eine Revoluzion unvermeidlich sey. Es ist schrecklich, anzuhören, wie diese armen Leute über die grausame Bedrückung ihrer Despoten klagen; sie werden ganz ausgeplündert, und man läßt ihnen nur so viel, als hinlänglich ist, um nicht gar vor

Hunger zu sterben. Es wandern aber auch Viele, besonders Schwaben, aus, welche aus Liederlichkeit ihr Vermögen durchgebracht haben, und zu faul zum Arbeiten sind; sie glauben, in Ungarn oder Pohlen alles im Ueberfluß zu finden, ohne arbeiten zu dürfen, und gehen alldort ebenfalls wieder zu Grunde, oder sterben an epidemischen Krankheiten. Es kamen schon damahls außer Professionisten keine Leute mehr nach Pohlen, weil schon über achtzigtausend Ansiedler da seyn sollten; die spätern Emigranten kamen alle nach Ungarn, keiner aber von denjenigen, welche auf unserm Schiffe waren, wollte dahin, sondern Alle hoften ganz gewiß, nach Pohlen zu kommen.

Unter diesen Leuten befand sich auch ein Tischler, welcher ein Mädchen überredete, mit ihm nach Pohlen zu gehen, und ihr versprach, sie unterwegs zu heurathen. Auf dem Schiffe besann er sich anders, und ließ sie sitzen. Vermuthlich hatte er sich durch ihren Genuß schon zu frühe gesättiget, und war ihrer überdrüßig worden; darum sollten die guten Mädchen mit ihren Gunstbezeugungen

hübsch

hübsch sparsam seyn, und ihre Liebhaber nicht zu viel bey ihnen schwelgen lassen; denn Ueberfluß gebiert Ekel. Das arme Mädchen befand sich in einer sehr traurigen Lage, und weinte bitterlich. Sie hatte ihr ganzes Vertrauen in die Ehrlichkeit ihres Liebhabers gesetzet, aus Liebe zu ihm ihre Eltern, und ihre Heimath verlassen, und den für ein Mädchen gewiß starken Entschluß gefaßt, eine so weite Reise bis nach Pohlen zu machen. Jezt sah sie sich auf einmahl von ihm verlassen, und verstoßen, ohne Geld, um wieder nach Hause zurückkehren zu können, ohne Freunde, die sich ihrer annahmen, und was das übelste war, vielleicht noch schwanger von ihm. Wer kann es einem schwachen Mädchen verargen, wenn es in einer solchen entsetzlichen Lage, welche einen Mann erschüttern würde, in Verzweiflung geräth, und einen tollen Streich begehet! Wir gaben uns alle Mühe, ihren Liebhaber auf bessere Gedanken zu bringen; aber es war vergebens, er blieb unbeweglich auf seinem Starrsinn. Endlich gelang es dennoch meiner Gattinn, in den letzten Tagen unserer Reise zwi-

schen Beiden den Frieden zu stiften, und sie wieder zu vereinigen.

Wir kamen am Samstag nicht weiter als bis Günzburg, einem österreichischen Städtchen, sechs Stunden weit von Ulm. Dieses Städtchen ist zwar klein, aber dessen ungeachtet sehr lebhaft; denn es ist ein kaiserliches Oberamt allda, welches aus einem Landvogt, einigen Oberamtsräthen, und dem nöthigen Kanzleypersonale bestehet; überdieß ist in Günzburg eine Münze, der Sammelplatz der kaiserlichen Werbungen, und es gehet eine Hauptpoststraße durch das Städtchen von Ulm nach Augsburg, und Regensburg, weßentwegen fast täglich Fremde durchreisen.

Am Sonntag den 22sten hatten wir den ganzen Tag Regenwetter, und kamen Abends, ganz vom Regen durchgeweicht, zu Dillingen in unserer Nachtstazion an. Wir mußten von der Donau bis in das Städtchen fast eine halbe Stunde zu Fuße gehen, worüber unsere Frauenzimmer sehr verdrüßlich waren. An diesem Tag nistete sich noch ein Franzoß mit zwey Frauen in unserem Behält-

niß

niß ein, ohne dieserwegen mehr zu bezahlen. Der Raum war daher so klein, daß wir uns kaum rühren konnten.

Dillingen ist größer als Günzburg, und hat eine sehr schöne Lage. Vier Stunden von Günzburg liegt Gundelfingen, alsdann Lauingen, Dillingen, und Höchstädt. Diese Vier Städtchen sind jedes vom anderen nur eine Stunde entfernt; Dillingen ist aber von allen das Schönste. Es ist die Residenz des Fürst-Bischofs von Augsburg, welchem die gefürstete Grafschaft Dillingen zugehöret. Er wohnet lieber allda, als in Augsburg, weil er in letzterer Reichsstadt nichts zu befehlen hat, und man ihm alldort nicht einmahl eine eigene Leibwache gestatten will. Dillingen könnte ein angenehmer Ort seyn, wenn es eine bessere Verfassung hätte, und nicht unter einem geistlichen Fürsten stünde; denn es ist außer dem fürstlichen Hofstaat, der Regierung, einigem Adel, und dem Militär, welches in einem Bataillon Infanterie, einer Grenadierkompagnie, und einer

Eska=

Eskadron Küraßiers bestehet, welche der Fürst als sein Kontingent dem Reiche stellen muß, auch eine Universität da, welche aber diesen Namen nicht verdienet, wenigstens nicht verdiente, so lange solche die Jesuiten inne hatten, denen es daran gelegen war, allen gesunden Menschenverstand zu verbannen, und die Dummheit zu erhalten. Ausser der Theologie, welche von Jesuiten, und nach ihrer Weise gelehret wurde, wurde das medizinische Fach gar nicht, und das Juristische schlecht gelehret, und jedes gute Buch, welches den Verstand aufklären kann, ist Kontrebandwaare. Dessen ungeachtet sind immer sieben bis acht hundert Studenten meistens Theologen allda, worunter über hundert päpstliche und bischöfliche Alumni sind, welche in einem eigenen Gebäude (Konvikt genannt) unter der Aufsicht der Jesuiten wohnen. Ueberhaupt nahmen die Gebäude der Jesuiten fast ein Viertel von der Stadt ein, und ihre Kirche war, wie fast überall die Schönste. Indessen ungeachtet aller Bigotterie und Dummheit, welche allda herrschet, giebt es dennoch galante Weiber,

und

und gutherzige Mädchen, welche die Seufzer ihrer Liebhaber nicht lange unerhört lassen.

Am Montag den 23sten landeten wir zu Donauwörth, einem bayerischen Städtchen, zu Mittag, welches, besonders aber Höchstädt, wegen der im Jahr 1704 vorgefallenen berühmten Schlacht zwischen den Engelländern und Franzosen, in welcher letztere gänzlich geschlagen worden sind, bekannt ist.

Abends mußten wir in Marxheim in einem elenden Wirthshause bleiben, allwo wir nicht einmahl frische Betttücher bekamen, sondern uns angekleidet auf das Bette legen mußten.

Am Dienstag den 24sten landeten wir Mittags zu Neuburg, einem pfälzischen Städtchen, welches zwar klein, aber dennoch ganz artig ist.

Zu Ingolstadt in Bayern hielten sich die Schiffleute beyläufig nur eine Stunde auf, um einige Waaren auszuladen, und die Mauth zu bezahlen. Allda ist ebenfalls eine Universität, und die einzige, welche in Bayern bestehet; sie war aber damahls auch unter der Leitung der Jesuiten. Man kann sich also leicht einen Begrif von ihrer

Verfassung machen. Es liegen ein oder zwey bayerische Regimenter in Garnison daselbst. Zu Voburg, einem kleinen Marktflecken, übernachteten wir. Ich betrachtete das alte Schloß allda, an welchem man vorbey fährt, mit einer gewissen Rührung, weil der Herzog Albrecht mit seiner unglücklichen Agnes Bernauerinn in selbigem wohnte. In diesem Orte wollte man uns gar in kein Wirthshaus einlassen, in Jenem, in welchem wir zu übernachten Willens waren, kam uns ein kleines dickes Weibchen mit einem Medusenkopf entgegen, und schrie uns so gräßlich in die Ohren, daß wir Alle glaubten, taub zu werden. Dieser Willkomm war uns freylich nicht angenehm; aber die Noth war da, es stunde uns bevor, die ganze Nacht auf der Gasse zu bleiben, wenn der alte Drache von einer Wirthinn auf seinem Starrsinn beharren würde. Am Ende waren wir doch so glücklich, sie durch vieles Bitten zu erweichen, und wurden zu unsrer Verwunderung ganz leidentlich bedienet, und bekamen auch gute Betten. Am nämlichen Tage ließen wir den Praktikanten von Mößkirch, wel-

cher auf dem Verdeck des Schiffes war, wegen anhaltenden Regenwetters in unser Zimmer hinein. Dieser fieng gleich an, mit den zween ungarischen Studenten von der Freyheit des Menschen Lateinisch zu disputiren; aber seine Grundsätze waren eben so seicht als seine Kenntniß der lateinischen Sprache. Inzwischen unterhielt uns sein Eifer im Disputiren, bey welchem die Ungern ganz gelassen blieben, und seine dummen Antworten belachten.

Am Mittwoch den 25sten fuhren wir den ganzen Tag fort, und kamen allererst Abends um fünf Uhr zu Regensburg an. Diese Stadt ist ziemlich groß, aber nicht schön; sie ist wie ein Schiff gebauet, und hat daher den Namen Ratisbona nicht umsonst; sie ist aber sehr volkreich, weil der Reichstag allda ist, und die vielen Gesandten von allen Reichsfürsten, wovon der Fürst Taxis als kaiserlicher Prinzipalkommissarius der erste ist, und einen grossen Hofstaat hält, beständig hier wohnen. Nebst diesem ist auch ein Domstift, die Residenz des Bischofs, sammt zwey

gefür-

gefürsteten Damenstiftern allda. Ungeachtet dessen ist es ziemlich wohlfeil zu leben, und in den Gasthäusern wird man gut bedienet. Zu Regensburg verlies uns unser bester Gesellschafter, der Herr von B--, welcher ein sehr artiger Mann ist, und viele Kenntnisse besitzet.

Am Donnerstage den 26sten fuhren wir wieder den ganzen Tag in einem fort bis Straubingen, welches zwar nicht so groß wie Ingolstadt, aber schöner und regelmäßiger gebauet ist. Es ist eine bayerische Regierung und Militär allda. Dieses Städtchen ist vor einigen Jahren halb abgebrannt, und allererst vor kurzem, ehe wir durchreisten, wieder aufgebauet worden. Leider mußten wir auch wider unsern Willen Brandsteuer bezahlen; denn der Wirth machte uns eine übermäßige Zeche. Zum größten Unglück mußten wir auch am Freitag den ganzen Tag in Straubingen zubringen, weil sich die Schiffleute wegen des starken Sturmwindes nicht weiter zu fahren getraueten. Wir waren mißvergnügt, und von übler Laune, theils wegen der schlechten Witterung

theils

theils weil wir so viele Zeit verlieren, und unnütz auf dieser Reise zubringen mußten. Die Reise auf der Donau ist zwar angenehm wegen der abwechselnden schönen Gegenden, und wegen der Mischung von Menschen, welche man auf einem solchen Schiffe antrifft, worunter doch immer ein Vernünftiger ist, mit dem man einen Umgang haben kann; allein dieses Vergnügen dauert nur einige Tage bey guter Witterung, bey anhaltendem Regenwetter hingegen, wenn man den Kopf nicht einmahl zum Fenster hinausstrecken kann, beständig in einem engen Raum unbeweglich sitzen, und dreyzehn oder vierzehn Tage auf einer Reise zubringen muß, welche man gar leicht in der Hälfte der Zeit machen könnte, alsdann verschwindet alle Annehmlichkeit; man bekömmt Langeweile, und sehnet sich mit Ungedult nach dem glücklichen Augenblicke, in welchem man von dieser traurigen Schiffahrt befreyet wird.

Am Samstag den 28sten kamen wir Abends nach Vilshofen, einem kleinen bayerischen Städtchen, von welchem ich nichts zu sagen weiß, als

daß

daß wir gewünscht hatten, gar nicht auszusteigen, sondern lieber diese Nacht im Schiffe zuzubringen.

Am Sonntag den 29sten landeten wir Mittags zu Passau, einer bischöflichen Residenzstadt. Die Stadt hat eine schöne Lage, und ist auch ziemlich gut gebauet. Der Innfluß, welcher sich in die Donau ergießet, machet schöne Halbinseln; auch leben die Domherren ziemlich galant, und sind keine Verächter des schönen Geschlechtes. Allda bekamen wir wieder zween neue Schiffgäste, einen dicken Beamten aus Franken, welcher sehr lakonisch, und mit seinen Worten äußerst sparsam war, und einen Handelsmann von Wien, welcher in Schwäbischgemünd zu Hause war. Beide fuhren mit uns nach Wien; letzterer hat in Wien eine eigene Fabrik von Nürnberger Waaren errichtet; er sprach ziemlich frey wider den Kaiser, und die Wiener Justiz, und klagte über den Verfall der Handlung.

Nachmittags zwischen zwey und drey Uhr kamen wir zu Engelhardszell, der österreichischen

Grän=

Gränze, an, und mußten allda übernachten, weil das ganze Schiff ausgeladen und visitiret wurde; jedoch sind diese Herren sehr höflich und bescheiden. Unser Handelsmann führte uns zum größten Verdruß des Schiffmanns, welcher uns abermahl ein schlechtes Nachtlager anweisen wollte, in ein anderes Wirthshaus, in welchem wir gut und wohlfeil lebten. Ueberhaupt weisen die Schiffleute die Reisenden meistens in die schlechtesten Wirthshäuser, und nur in diejenigen, in welchen der Wirth auch ihre Zehrung einrechnet. Es ist aber auch wahr, daß man in Bayern viel theurer zehren muß, als in Oesterreich. Hier fließet die Donau ganz majestätisch auf der einen Seite zwischen waldigten Gegenden, und auf der andern zwischen dem Marktflecken durch, und hat ein feyerliches Ansehen. Sie wird alle Abende mit einer Kette von beiden Seiten gesperrt, damit bey der Nacht keine Schiffe durchpassiren, und die Mauth nicht umfahren können.

Am Montage den 30sten kamen wir zu Linz an; wir stiegen aber nicht aus, sondern blieben im

Schiffe,

Schiffe, bis die Schiffleute mit Bezahlung der Mauth und Ausladen jener Sachen, welche sie allda abgaben, fertig waren. Linz ist die Hauptstadt in Oesterreich ob der Ens; sie ist zwar nicht besonders groß, aber schön gebauet. Es ist eine Regierung allda. Wir wollten eben vom Lande abstoßen, als eine Faustbataille auf dem hinteren Theil des Schiffes unsere Abfahrt verzögerte. Die Ursache dieses Streites war ein Weib eines Emigranten. Diese Geschichte ist zwar ein wenig schmutzig; aber sie war zu interessant für uns alle, als daß ich sie mit Stillschweigen übergehen sollte. Dieses Weib verrichtete immer ihre Nothdurft ohne allen Zwang in dem Behältniß, in welchem sich alle Emigranten mit ihren Weibern und Kindern befanden, und welches von unserem Zimmer nur durch eine dünne Bretterwand abgesondert war. Ein anderer Emigrant erwischte die Urheberin dieses pestilenzartigen Gestankes auf frischer That, und wollte unsre Nasen gleich auf der Stelle wegen dieses Schimpfes rächen. Der Mann nahm sich seines Weibes an, und die Sache kam so

weit,

weit, daß sie durch einen Zweykampf mit der Faust entschieden werden mußte. Wir hatten freylich hieran großen Antheil, aber wir konnten uns dennoch mit Ehren nicht in diesen Streit mengen, sondern blieben nur Zuschauer, und warteten den Ausgang ab, welcher aber nicht nach unseren Wünschen ausfiel; denn derjenige, welcher die gerechte Sache hatte, trug leider, wie es öfters zu geschehen pfleget, einen blutigen Kopf davon. Da dieser Auftritt noch zu Linz vorfiel, so hatten die Kämpfer viele Zuschauer.

Abends kamen wir zu Matthausen, einem kleinen Marktflecken an. Das erste, was uns beym Eintritt in das Wirthshaus entgegen kam, war ein Mann ohne Füße, welcher auf den Knien und Händen daher kroch. Diesem armen Menschen sind in einer Krankheit durch üble Behandlung unwissender Aerzte beide Füße bis an die Knie weggefallen, und nun dienet er in diesem Wirthshause als Hausknecht blos um die Kost. Er verrichtet alle Arbeiten, welche man nur immer ohne Füße thun kann, und kriechet die Treppen mit einer be-

sonderen Fertigkeit auf und ab. In diesem Wirthshause mußte unsre Französinn, weil Mangel an Zimmern war, in einer Stube schlafen, in welcher mehrere Betten waren. Zu ihrem größten Aerger hatten sich auch noch zwo Mannspersonen in dem nämlichen Zimmer eingenistet. Obgleich Keiner von diesen Beiden eine Versuchung hatte, ihre Keuschheit auf die Probe zu stellen; denn weder ihre Gesichtsschönheit, noch ihre übrigen Reitze waren verführerisch; so behagte dennoch dieses ihrer Delikatesse nicht, sondern sie erregte noch in der späten Nacht einen Aufstand im Wirthshause. Die Wirthstochter mußte bey ihr im Bette schlafen, und ihre Keuschheit bewachen, welche von Niemand angefochten wurde.

Am Dienstag den 31sten August in der Frühe zwischen neun und zehn Uhr passirten wir den famösen Strudel und Wirbel, wovon man ohne Grund so viel Lärmen machet. Ueber den Strudel muß man zuerst; diesen verursachen die unter dem Wasser befindlichen Felsen, welche einige Wellen werfen, worüber das Schiff gehen muß.

Bey

Bey einer mittelmäßigen Geschicklichkeit des Schiffmanns nimmt man im Zimmer nicht die geringste Bewegung des Schiffes wahr. Einige hundert Schritte davon ist der Wirbel, welchen ebenfalls ein nahe an dem Ufer gelegener Felsen verursachet, aus welchem man das Wasser heraus stürzen siehet. An diesen beiden Orten kann nur durch die äußerste Nachläßigkeit der Schiffleute, oder durch einen besonderen Zufall ein Unglück geschehen; überdieß ist auch gleich am Wasser ein Dorf gelegen, von welchem man bey einem Unglücksfall geschwinde Hülfe erhalten könnte. Weit gefährlicher ist die Brücke zu Regensburg, an welcher das Schiff, wenn der Schiffmann nur einen Augenblick verabsäumet, leicht scheitern kann. Die Schiffleute machen den Reisenden den Wirbel und Strudel aus Eigennutz so gefährlich; denn sie betteln sogleich, so bald man diese zween Oerter passiret ist, von Jedem um eine Belohnung für ihre, bey dieser gefahrvollen Gelegenheit bezeigte Geschicklichkeit.

Die Gegend ist hier an der Donau, und zwar schon von Engelhardszell angefangen, sehr mahlerisch und reitzend für das Auge. Schroffe Felsen, auf welchen man hier und dort verfallene Schlösser siehet, wovon einige noch den Tempelherren gehöret haben mögen, wechseln mit fruchtbaren Weingebürgen, schönen Auen, blumenreichen Wiesen, kleinen Dörfern und anderen Gebäuden auf eine angenehme Art ab. Die Schiffahrt gehet von Linz bis Wien sehr geschwind; man kann in einem Tage zehn bis zwölf Meilen machen.

Abends landeten wir zu Stein, einem kleinen artigen Städtchen. Hier ist merkwürdig, daß Krems, Und, Stein, drey Oerter sind. Krems ist zuerst; beyläufig eine Stunde davon liegt Und, ein Kapuzinerkloster; und eben so weit ist das Städtchen Stein von Letzterm entfernt. Von unserm Wirthshause hatten wir eine prächtige Aussicht auf die Donau. Es war eine herrliche Sommernacht, heller Mondenschein, bey welchem sich gut hätte siegwartisiren lassen, und vollkommene Windstille auf dem Wasser. Wir hätten ohne

ohne die mindeste Gefahr die ganze Nacht hindurch fahren können, wenn nur die Schiffleute gewollt hätten. Allein diese sind auf keine Weise zu bewegen, bey der Nacht zu fahren. Es blieb uns also nichts übrig, als die kostbare Zeit zu bedauern, welche wir so unnütz im Bette verschlafen mußten.

Am Mittwoch den ersten September glaubten wir ganz gewiß, längstens bis drey Uhr Nachmittags in Wien zu seyn. Allein diese Hoffnung war bald verschwunden; denn kaum fuhren wir ein paar Stunden, so mußten wir schon wegen eines Nebels anlanden. Jedoch dieser gieng zu unserm Glück bald vorüber, aber um Mittagszeit mußten wir zu Regenstein bey einem alten verfallenen Bergschloß windfeyern. Es war schon halb sechs Uhr Abends, und wir verzweifelten gänzlich, diesen Tag noch weiter zu kommen. Viele unsrer Reisegefährten giengen zu Fuß, einige gar bis Wien, die andern, so weit sie noch kommen konnten. Endlich weil in diesem Orte gar nichts zu bekommen war, und wir nicht einmahl

ein Nachtlager gefunden hätten, ließ sich der Schiffmann überreden, weiter zu fahren. So lange wir am Gestade waren, spürten wir gar keinen Wind; so bald wir aber mitten ins Wasser kamen, fieng der Sturm an. Das Wasser brauste entsetzlich, und die Wellen schlugen ins Schiff hinein, jedoch war keine Gefahr, sondern die Schiffleute mußten nur stärker arbeiten. Indessen heulten und schrien die Weiber und Kinder der Emigranten in dem Nebenzimmer, aus Furcht zu ersaufen, gräßlich zusammen. Wir kamen gegen acht Uhr Abends glücklich in Nusdorf, ungefähr eine Stunde von Wien, an, allwo wir übernachteten. Nur sehr Wenige von unsrer Reisegesellschaft blieben allda, die Meisten giengen annoch am nämlichen Abend nach Wien.

Endlich langten wir am Donnerstage den 2ten September, nachdem wir dreyzehn Tage auf dem Wasser zugebracht hatten, Vormittags um neun Uhr in Wien an, und waren alle erfreuet am Ziel unsrer Wünsche zu seyn. Ein Jeder gieng

seiner Bestimmung nach, und ich habe seit dieser Zeit keinen Einzigen von unsren Reisegefährten mehr gesehen.

---

# Traum
## eines Unglücklichen in der letzten Nacht des Jahres.

Schon schlägt die Glocke zehn. Nach zwei Stunden ist wieder ein Jahr voll Kummer und Elend vollendet. — Dann bin ich wieder um ein Jahr näher dem Ziele, — näher bey dir, geliebte Freundinn! die du nur zu frühe mich verließest, weil das Maaß deiner Leiden eher voll war, als das meinige.

Herr! rauh ist der Pfad, den du mir bezeichnest, dornicht sind die Wege, welche ich Aermster allein, ohne Führer, ohne Stab, ohne Freunde wandeln muß. — Vor mir ist eine steile Höhe, an welcher hinauf zu klettern, ich mich schon viele Jahre vergebens bemühe, unter mir ein tiefer

Ab-

Abgrund, der mich zu verschlingen drohet. Vergebens flehe ich die Menschen um Rettung und Hülfe, sie hören mich nicht, sie haben mich verlassen — — Wahre Freundschaft und Menschenliebe werden nur immer geheuchelt, aber selten empfunden, und noch seltener ausgeübt. Sie sind die Schminke, mit welcher man die diesen Tugenden entgegengesetzten Laster zu verkleistern sucht. Wehe Demjenigen, welcher das Unglück hat, diese dünne Farbe wegzuwischen, seine Unvorsichtigkeit wird ihm gewiß theuer zu stehen kommen. Mein eigenes Unglück hat mich diese traurige Wahrheit gelehret. Ich liebte die Menschen wie meine Brüder, erwartete das Nämliche von ihnen, und glaubte festiglich, die Freundschaft bestehe wirklich unter Menschen so, wie sie in Romanen beschrieben ist. — Aber ich wurde schrecklich in meiner guten Meinung von ihnen getäuscht. — Einsam und verstoßen irr' ich in der weiten Welt umher, Unglück ist mein Loos, Armuth meine Gefährtin. — — Ich gehöre allen Menschen, und dennoch keinem besonders an —

Lange ließ ich mich von der betrügerischen Hoffnung einer bessern Zukunft gängeln; aber nun ist auch diese Hoffnung dahin. — Mein Unglück endet sich nur mit meinem Tode, und nur im Grabe ist Ruhe für mich.

Prüfungen in Leiden sollen zwar die Schule seyn, in welcher der Knabe zum Manne wird. Allein, wenn der Knabe schon vorher sieht, daß er sein ganzes Leben hindurch in dieser Schule harren müsse, ist es ihm dann zu verargen, wenn er seine Fesseln zu zerbrechen, und sich Freiheit zu verschaffen trachtet? — — —

Mit diesen finsteren Gedanken schlief ich ein; aber kaum schlummerte ich ein wenig, so stund ein ehrwürdiger Greis vor mir, und redete mich folgendergestalt an: — „Kurzsichtiger Mensch, warum wimmerst du? Willst du, daß deinetwegen die ewige Ordnung der Dinge gestöhret werde? Soll ein alles befruchtender Regen unterbleiben, damit ein armes Würmchen nicht ersäufet werde? und soll der Schnitter die vollen Aehren den Sperlingen überlassen, damit ein zartes

tes Blümchen nicht unter der Sichel umkomme? — und bist du Mensch in dem unermeßlichen Raum der Schöpfung mehr, als ein armes Würmchen, oder ein zartes Blümchen im Kornfelde?"

„Ehrwürdiges Wesen, sprach ich, und getrauete mich nicht, ihn anzublicken; denn sein majestätisches Ansehen flößte mir Ehrfurcht ein; erlaube mir nur eine Frage!"

„Sprich frey, antwortete er mir in einem milden beruhigenden Tone, frage ohne Zurückhaltung."

„Erfordert denn die ewige Ordnung der Dinge, daß der Unschuldige mit dem Schuldigen, der Gerechte mit dem Ungerechten, der Tugendhafte mit dem Bösewicht leiden, und daß Erstere für die Verbrechen der Letzteren büßen sollen, indessen diese ihr Unwesen bis an ihr Ende treiben, alle Greuelthaten ungestraft ausüben, und dem Tugendhaften Hohn sprechen? Wenn nun alles, was ist, zu einem Plan gehöret, verräth es nicht Unvollkommenheit des Plans, wenn alles ohne Unterschied, ob es gut oder böse sey, zerstöhret wer-

den muß, und fällt diese Unvollkommenheit nicht auf den Meister des Werkes zurück?“

„Schwacher Sterblicher! Du tadelst, was du nicht begreifen kannst; aber eben dieses zeuget von der Vollkommenheit des Meisters; denn könnte ein Sterblicher den großen Plan der Schöpfung erforschen, so würde solcher fehlerhaft, und der Meister unvollkommen seyn, oder glaubst du vielleicht, daß es ein Werk ohne Meister gebe? oder daß alles, was du siehst und nicht siehst, sein Daseyn blos einem Ungefähr und blinden Zufall zu danken habe?“

„Ich habe dieses nie geglaubt, sondern jederzeit den großen Meister dieses unermeßlichen Werkes, obwohl mir alles an ihm unbegreiflich ist, mit Ehrfurcht angestaunt; aber ich glaube, daß dieses unendliche, unbegreifliche Wesen, der Anfang und die erste Grundursache aller Dinge, alle Vollkommenheiten in sich vereinigen, vor allem aber gerecht seyn müsse.“

„Sage mir vorher, bist du auch in allen Fällen zu entscheiden im Stande, was gerecht

oder

oder ungerecht ist? Kann nicht die nämliche Sache, welche in deinen Augen ungerecht scheinet, in einem anderen Verhältnisse, und unter anderen Umständen, welche dir nicht bekannt seyn können, gerecht seyn? Lege deine Hand auf's Herz und bekenne freymüthig, ob du jederzeit nach den Begriffen, welche du vom Recht und Unrecht hast, gehandelt hast? Ob du immer den geraden Weg gegangen, und nie einen Seitenweg eingeschlagen hast? Weißt du gewiß, daß du nie gestrauchelt? Kann nicht ein einziger Fehltritt dein Unglück verursachet haben? Und können nicht alle deine gegenwärtigen Leiden die nothwendigen Folgen davon seyn?"

„Ich bin ein Mensch, und kann fehlen."

„Du gestehest also selbst, daß du unvollkommen bist. Wie kann aber ein unvollkommenes Wesen die Vollkommenheiten berechnen, welche der Schöpfer aller jener Welten haben soll und muß, von deren Daseyn du nur einen dunkeln Begriff haben kannst? Weiß das Bäumchen, warum es der Gärtner gerade an diesen, und nicht

an einen andern Ort pflanzet? Und weiß der Mensch, welchen Weg ihn der Herr der Schöpfung führen wird, um zu dem großen Entzweck, zu welchem er ihn bestimmt hat, zu gelangen? Stehet nicht bey jedem Blick in die Zukunft sein Verstand still? Die Gränzen sind ihm von der Natur bezeichnet, diese kann und darf er nicht überschreiten.“

„Aber, warum ist dem Menschen die Zukunft verborgen? Würde es nicht ein Trost für den Unglücklichen, und Stärkung in seinen Leiden seyn, wenn er vorher wüßte, welche Belohnung auf ihn warte? Würde der Bösewicht nicht vom Laster abgeschrecket werden, wenn er überzeugt wäre, daß er der Strafe nicht entgehen könne? So aber sieht sich der Gerechte mit dem Ungerechten, der Tugendhafte mit dem Lasterhaften in eine Reihe gesetzt; im Erstern muß dadurch die Liebe zur Tugend erkalten, und das Laster, welches den Menschen immer mehr reitzet, gewinnet die Oberhand.“

„Was würd' es dem Menschen nützen, wenn die Zukunft für ihn aufgedecket wäre? Würd' er dessentwegen ruhiger und zufriedener seyn? Nein, er würde noch mehr murren, wenn er sähe, und hörte, was er nicht begreifen kann — Erkenne nun die Ursache, warum der Ewige dem Menschen die Zukunft verhüllet. Dem Tugendhaften bleibet die Hofnung der Belohnung, und den Lasterhaften quälet die Furcht der Strafe. Dieses ist für Beide genug. Zudem saget dir nicht dein innerliches Gefühl bey jeder Handlung, du hast recht, oder unrecht gethan? Folge dieser Stimme, so wirst du nie fehlen."

„Alles wahr, aber eben dieses Gefühl scheinet dem Unglücklichen von der Natur nur zur Vermehrung seiner Leiden gegeben worden zu seyn. Der rohe Naturmensch, der Gefühllose, und der zum Denken zu träge unempfindliche Klotz leidet lange nicht so viel, als derjenige, welchen die Natur mit einem sanften, feinen Gefühl begabet hat. Letzterer leidet doppelt, er empfindet nicht nur sein eigenes, sondern auch das Unglück seiner Mitmenschen,

schen, er würde sogar sein Elend vergessen, wenn er das ihrige lindern könnte. Welche Belohnung hat er aber für all' dieses jenseits des Grabes zu erwarten? Wird mit seinem Tode alles aufhören, oder wird er wieder aufleben, und wie?"

„Er wird aufhören zu seyn, aber der Geist, welcher in ihm lebt, und denkt, wird ewig seyn." —

Hier erwachte ich, und war so unglücklich, wie zuvor.

---

## Die Geburt des Kaisers Karl des Großen.

Pipin, des tapfern Karl Martells Sohn, regierte in Frankreich in Friede, ließ den lieben Gott und seine Minister walten und schalten, und pflegte in seinen alten Tagen seine Ruhe und Bequemlichkeit. Er hatte mit zwei Frauen keine Kinder erzeuget; ob der Fehler an ihm, oder an seinen Frauen gewesen, und ob es damahls noch nicht Sitte war, daß sich die Frauen in Geheim einen Liebhaber aussuchten, welcher den Mann des mühsamen Geschäftes, Kinder zu erzeugen, überhob? davon erwähnet die Geschichte gar nichts. Kurz, er hatte keine Leibeserben. Dies bekümmerte ihn aber sehr wenig, und es war ihm gleichgültig, wer ihm einstens im Reiche folgen

werde? Die Stände und Großen des Reiches hingegen dachten ganz anders; sie thaten einen Blick in die Zukunft, und sahen ganz weislich vorher, daß, wenn der Kaiser ohne Erben stürbe, es um den lieben Frieden geschehen seyn würde, daß das Reich entweder getheilet, oder langwierige blutige Kriege wegen der Thronfolge entstehen würden; denn um ein Königreich lohnet es sich schon der Mühe, daß man sich herum balget. Sie legten also dem Kaiser die Sache recht ans Herz, und suchten ihn zu überreden, daß er sich annoch zum Drittenmahl verehliche, und sein Glück versuche, ob er nicht einen Thronerben zuwege bringen könne. Der alte Kaiser wußte am besten, wo ihn der Schuh drückte; er hatte seine Kräfte genau berechnet, und fand, daß er diesem Werke nicht mehr gewachsen sey. Er hatte die Weiber kennen gelernet, und erfahren, daß sie sich mit leeren Liebkosungen nicht begnügen, sondern thätige Beweise fordern, die man ihnen nicht oft genug wiederholen kann; dieses war aber seine Sache nicht mehr, es fehlte ihm an Willen und

Kräften; zudem liebte er die Ruhe und Bequemlichkeit: diese hätte aber ein Ende, wenn er sich wieder verehlichen sollte. Der Kaiser schüttelte also bedächtlich den Kopf, und sprach ganz kurz: es kann nicht seyn. Die Großen des Reiches ließen sich aber dadurch nicht abschrecken, sondern brachten ihr Anliegen zu einer andern Zeit vor, da der Kaiser in einer besseren Laune war, und ließen mit Bitten nicht eher ab, bis er endlich einwilligte; jedoch setzte er die Bedingniß hinzu, daß er sich dieses mahl eine Gattin nach seinem Geschmack, ohne Unterschied des Standes und der Geburt, wählen wolle. Vielleicht hatte er den Ehestand bey den ersten zwei Frauen nicht sehr angenehm gefunden, und dieses mag auch die Ursache seyn, warum er sich so ungern zur dritten Ehe entschloß. Er befahl daher, es sollten prächtige Turniere und Ritterspiele gegeben, und hiezu die schönsten Fräulein und adelichen Jungfrauen eingeladen werden; denn aus diesen woll' er sich eine zur künftigen Gemahlin aussuchen. Damit aber ja alle dabey erscheinen, und keine unter

 was

was immer für einem Vorwand ausbleibe, versprach er jedem Fräulein, oder Jungfer, welche zu diesem Fest geladen, und sich dabey einfinden würde, tausend Goldgulden zu Bestreitung der Reisekosten und anderer Nothwendigkeiten auszahlen zu lassen. Es wurden also Herolde in alle Städte des ganzen Königreiches, und auf das Land gesendet, welche den Willen des Kaisers bekannt machen mußten. Die erfahrensten Männer im Lande wurden als Richter ernennet, die weiblichen Schönheiten zu beurtheilen, und auszusuchen, welche das große Fest zieren sollten. Jedem Fräulein, oder jeder adelichen Jungfer, welche als eine Schönheit erkennet wurde, wurde die schriftliche Einladung des Kaisers mit der goldenen Beilage zugeschicket. Wie man es in Punkto der Jungfrauschaften machte? ob man der bloßen Angabe Glauben beymaß, oder ob die Richter die Sache streng, und mit der Brille auf der Nase, wie es einstens zu Nürnberg Sitte gewesen, untersuchen mußten, dieses ist mir unbekannt; ich vermuthe aber, daß man es dießfalls nicht so genau werde genommen

haben,

haben, weil sonst Viele dadurch würden abgeschrekket worden seyn, welche bey einer genauen Untersuchung nicht mit Ehren würden bestanden seyn; denn die künstlich nachgemachten Jungfrauschaften waren damahls noch nicht erfunden. Kaum hatten die von den Richtern auserlesenen Schönheiten ihre Einladung erhalten; so waren den armen Närrchen ihre Köpfe auch schon ganz verrückt; eine Jede machte sich Hofnung, Kaiserin zu werden. Die großen Plane, welche sie alsdann auszuführen dachten, die Gnadenbezeigungen, mit denen sie ihre vorigen Liebhaber, vielleicht gar auf Kosten des Kaisers überhäufen, und die Rache, welche sie an Jenen nehmen wollten, welche das Unglück hatten, sie zu beleidigen, am meisten aber der Putz, welchen sie an diesem großen, für sie entscheidenden Tage wählen sollten, beschäftigten sie bey Tag und bey Nacht. Die Unkosten hiezu wurden so genau berechnet, daß kein Pfenning von den tausend Goldgulden übrig blieb. Alle Schneider, Putzkrämer, und Modehändlerinnen hatten die Hände voll auf zu thun; sie waren kaum im Stande, die außer-

ordent-

ordentlichen Bestellungen, welche alle auf einmahl gemacht wurden, zu liefern. Die Liebhaber dieser irrdischen Gottheiten waren am übelsten daran. Keiner bekam mehr einen günstigen Blick von seiner Schönen, Viele erhielten gar ihren Abschied, nur die Klügsten verdarben es nicht ganz mit ihnen, weil die Hofnung, vom Kaiser gewählet zu werden, doch immer ungewiß war, und weil sie mit Grunde befürchteten, wenn die Wahl des Kaisers nicht auf sie fiele, auch von ihren Liebhabern verlassen zu werden. Die Häßlichen, Bucklichten, und Krummen verkrochen sich in die Klöster, betrachteten die Vergänglichkeit der Dinge, und wurden — Philosophinnen.

Die jungen Herren und Ritter hatten ihrer Seits nicht minder die Hände vollauf zu thun; die schönsten Rüstungen wurden hervorgesucht, sie übten sich beständig in den Waffen, ein Jeder wollte dem Andern an Pracht und Geschicklichkeit den Vorzug streitig machen. Die armen Knappen hatten bey Tag und Nacht keine Ruhe, bis der Ritter und sein Pferd aufs prächtigste gezieret wa-

ten. In Paris selbst gieng es erst recht toll zu; die Zubereitungen zu diesem grosen Feste beschäftigten viele tausend Hände; Künstler und Handwerker von aller Gattung hatten ohne Unterlaß zu arbeiten; es war eine beständige Ebbe und Fluth von Menschen auf dem Platze, auf welchem das Fest sollte gefeyert werden.

Endlich brach der grose, entscheidende Tag an; die Schönheiten von Frankreich rollten theils in sechs = theils in vierspännigen Wagen einher, theils liesen sie sich in Sänften tragen; alle waren in der bangen Erwartung, eine Jede hofte, keine war ihrer Sache gewiß.

Der ganze grose weite Platz war mit den kostbarsten Teppichen behangen, alle Fenster mit Menschen voll gepfropfet, welche mit Ungeduld den Anfang und das Ende dieses Schauspiels erwarteten. Alle weiblichen Schönheiten waren auf einer prächtigen Gallerie neben dem Kaiser versammelt, es schienen lauter Gottheiten zu seyn. Der alte Kaiser selbst, welcher doch ein genauer Kenner der weiblichen Schönheit, und ein alter Praktiker war,

erstaunte

erstaunte bey ihrem ersten Anblick; er betrachtete eine nach der anderen mit der Lorgnette, strich seinen Bart, schmunzelte, und dachte, hier wird wohl die Wahl ziemlich schwer seyn — ja wenn unser einer noch jung und bey Kräften wäre, so könnte man dem Dinge besser auf dem Grunde sehen, und genauer untersuchen, ob auch gewisse einzelne Theile, die jetzt unserm Auge verborgen sind, mit dem Ganzen übereinstimmen; denn durch den bloßen Glauben kann man zuweilen betrogen werden, und Paris hat sehr weislich gethan, daß sich ihm die drey Göttinnen in Naturalibus zeigen mußten, bevor er das Urtheil über ihre Schönheit fällte — Wär' ich noch jung, ich führte diesen Brauch gewiß an meinem Hofe ein, damit sich in diesem Stück keine Kontrebandwaare einschleichen, und die Männer nicht betrogen werden könnten. Obgleich sich das Auge des Kaisers an dem Anblick so vieler seltener Schönheiten ergötzte, wovon eine Jede zum Modell der medizeischen Venus hätte sitzen können, und manche Begierde in ihm rege würde, so blieb dennoch sein Herz kalt, und seine

Wahl unentschieden. Es schlug schon die Stunde, in welcher die Ritterspiele ihren Anfang nehmen sollten, als plötzlich Bertha, die Tochter des Grafen von Melgaria, und Schwester des Königs von Aquitanien, erschien. Man gab ihr den Beynamen „mit dem großen Fuß,“ weil sie einen Fuß merklich größer als den andern hatte. Diese kleine Ungleichheit abgerechnet, war sie eine vollkommene Schönheit, und verdunkelte, wie die Sonne die Sterne, alle gegenwärtige Frauenzimmer. Sie fuhr in einer prächtigen, mit rothem Sammet gefütterten und reich mit Gold gestickten Kutsche, welche mit sechs weißen frießländischen Hengsten bespannet war; sie selbst trug ein Kleid von Goldstof, ihr Kopf war mit dem kostbarsten Schmuck gezieret; mitten auf dem geflochtenen Haare prangte, statt einer Strausenfeder, ein kleiner von Bisamteig verfertigter niedlicher Kupido, welcher seinen Bogen gespannt hatte, und ihn eben abzudrücken schien, indessen aber, bis er den Glücklichen, den er suchte, fände, alle Nasen ohne Ausnahme groß oder klein, mit dem angenehmsten Wohlgeruch erfüllte. Ihren

Wagen begleiteten zwölf adeliche Ritter zu Pferde, welche dergestalt abgerichtet waren, daß, sobald sie vor die Gallerie kamen, auf welcher der Kaiser und die Damen saßen, und die Ritter ihre Speere senkten, ebenfalls auf ihre vordere Füße fielen, und zu Bezeigung ihrerl Ehrfurcht den Kopf tief neigten. Alle Augen waren nunmehr auf Bertha gerichtet, Jedermann bewunderte ihre außerordentliche Schönheit und majestätisches Ansehen; ihr Lob erscholl einstimmig aus dem Munde aller Männer; aber wenige Frauenzimmer stimmten in diesen Lobgesang mit ein, die meisten rümpften das Näschen. Der einen behagte der Bisamgeruch nicht, die anderen fanden an dem Putz und Anzug verschiedenes zu tadeln, alle aber quälte der Neid, sich durch ihren Glanz verdunkelt zu sehen, und die traurige Ahntung, die Wahl des Kaisers möchte auf die schöne Bertha fallen. Wirklich hatte auch ihre Schönheit einen heftigen Eindruck auf das Herz des alten Herrn gemacht, er fühlte ein gewisses Etwas, was er seit langer Zeit nicht empfunden hatte, und wandte keinen Blick von ihr ab —

seine

seine Wahl war beschlossen; aber er hielt sie an-noch geheim, und eröfnete keinem Menschen seine Gesinnung — Aber leider hat die Liebe ihre eigenen Launen, sie geizet nicht nach Hoheit, Reichthum, Pracht, und äußerlichem Glanz, sie strebet nach wesentlichem Vergnügen, und verlanget Mannes-kraft in den verliebten Umarmungen. Weder ein noch das andere war von dem abgelebten Kaiser in seinen letzten Lebenstagen zu hoffen. Es sey nun, daß Bertha nicht so viele Eigenliebe besaß, um sich zu schmeicheln, daß die Wahl des Kaisers sie treffen könnte, oder daß ihre Liebe heftiger, als ihr Ehrgeiz, war, kurz, sie bestrebte sich nicht im mindesten, den Kaiser durch ihre Reize zu fesseln; denn ihr Herz war nicht mehr frey, sondern Düdon de Lys, Admiral von Frankreich, besaß ihre ganze Liebe. Dieser war ein schöner Mann, in der Blüthe seines Alters, voll Feuer und Verstandes, welcher sich sowohl durch seine schöne Gestalt, als durch seinen Muth, besonders bey den Turnieren vor allen übrigen Rittern auszeichnete, und fast jederzeit den ersten Preis erhielt. Die Mädchen sahen damahls

bey

bey der Wahl ihrer Liebhaber nicht so viel auf äußerliche Schönheit, als auf die wesentlichen Tugenden derselben, worunter Muth und Tapferkeit die vorzüglichste Empfehlung waren. Unsere heutigen seigen, gepuderten und ungepuderten hirnlosen Stutzer würden wohl schwerlich bey ihnen ihr Glück gemacht haben.

Die Feste dauerten vierzehn Tage; eine Lustbarkeit folgte der andern, die Mädchen liebäugelten, die Ritter machten Eroberungen, und es gab Augenblicke, in welchen erstere vergaßen, daß sie in einer ganz anderen Absicht, als die Herzen der Ritter zu fesseln, zu diesen Festen geladen worden waren.

Nach vollendeten Festen ließ der Kaiser jedem Fräulein die versprochenen tausend Goldgulden auszahlen, und sämmtliche Ritter und Damen kehrten wieder wohlbehalten nach Hause zurück, ohne daß sie den Willen und Entschluß des Kaisers erfahren konnten.

Endlich berief der Kaiser seine geheimsten Räthe zu sich, und eröfnete ihnen seinen Willen, die

schöne Bertha zu ehelichen. Es wurde eine Gesandschaft ernannt, welche sie von ihrem Vater, dem Grafen von Melgaria, feyerlich zur Gemahlin des Kaisers begehren sollte. Zu dieser wurde gerade Dübon de Lys, Admiral von Frankreich, gewählet, sich im Namen des Kaisers mit Bertha, nach damahliger Sitte der Fürsten, trauen zu lassen. Der Befehl des Kaisers wurde mit der größten Freude und Frohlocken des ganzen Reiches vollzogen, und seine Wahl fand allgemeinen Beifall. Der Graf von Melgaria empfieng diese Gesandschaft mit allen möglichen Ehrenbezeigungen; die Freude, und das Erstaunen des Grafen, und seiner Gattin aber war unbeschreiblich, als sie den Beweggrund hievon, und die Gesinnungen des Kaisers erfuhren. Die unvermuthete frohe Nachricht einer Sache, die man sich nicht einmahl zu wünschen getrauet, weil man schon den bloßen Wunsch für eine Thorheit hält, machet eine außerordentliche Wirkung bey dem Menschen. Der alte Graf und die Gräfin standen bey dem ersten Antrag der Gesandten unbeweglich wie eine Bildsäule da, mit aufgesperrtem

Mund und Augen; alles, was sie sahen, und hörten, schien ihnen ein blendender Traum zu seyn; nur alsdann, als sie von ihrer Verwunderung wieder zu sich kamen, und von der Gewißheit überzeugt waren, ergoß sich ihr Mund in die feuerigsten Lobeserhebungen und Danksagungen für die außerordentliche Gnade des Kaisers. Bertha stimmte zwar dem Aeußerlichen nach in diesen Lobgesang mit ihren Eltern ein; aber ihr Herz gab Mißtöne an. Die Liebe zum Admiral von Frankreich war schon zu tief bey ihr eingewurzelt, ihr Herz konnte nicht mehr getheilet werden, alle Macht, Hoheit, und Würde, welche sie durch die Vermählung mit dem Kaiser erlangte, war nicht fähig, den ersten Eindruck der Liebe zu verlöschen, besonders, da sie den geliebten Gegenstand stets vor Augen sah. Sie fühlte daher doppelte Leiden, als sie sich mit ihm im Namen des Kaisers vermählen mußte, und Denjenigen nicht an ihr Herz drücken durfte, welches nur allein für ihn schlug. Sobald sie allein in ihrem Zimmer war, schloß sie sich ein, und beweinte ihr trauriges Schicksal, sann aber auch zugleich

gleich auf Mittel, diesem, ihrem feurigen Temperamente widersprechenden, Ehebündniß mit dem Kaiser auszuweichen; jedoch die Liebe ist erfindsam, und an List fehlet es dem schönen Geschlechte nie. Bertha hatte ein Mittel gefunden, und war getröstet.

Die Vermählung wurde mit aller erdenklichen Pracht gefeyert, der sämmtliche burgundische Adel begleitete die kaiserliche Braut nach Paris. In allen Städten und Dörfern, durch welche sie der Weg führte, gab man sich die äusserste Mühe, die kaiserliche Braut mit allen, ihrer höchsten Würde angemessenen, Ehrenbezeigungen zu empfangen, und sie zu unterhalten; allein das Herz der Neuvermählten nahm keinen Antheil an allen den Lustbarkeiten, welche ihr zu Ehren gegeben wurden. Bertha athmete nur allein für den Marschall von Frankreich; nur für, und mit diesem allein wünschte sie zu leben, wenn es auch in einer elenden Strohhütte wäre; ihm allein wollte sie ihr ganzes Glück aufopfern.

Ihr Plan war reif worden; sie eilte daher, ihn auszuführen, weil es noch Zeit war.

In ihrem Gefolge befand sich ein Fräulein aus dem uralten Hause von Mainz, welche gleichen Wuchs, gleiche Größe, und sogar gleiche Gesichtszüge mit Bertha hatte, und ihr in allem so vollkommen ähnlich sah, daß man keine von der anderen hätte unterscheiden können, wenn beide wären vollkommen gleich gekleidet gewesen; nur Schade, daß in dem schönen Körper der Fiametta (so hieß dieses Fräulein) eine so schwarze Seele wohnte, wie die Folge zeigen wird. Indessen schenkte die gute Bertha der Fiametta ihre ganze Liebe, und Zutrauen; sie hatte kein Geheimniß vor ihr, jeden Kummer, der sie drückte, jede Freude, welche sie belebte, schüttete sie in ihren Busen aus; sie glaubte daher, Fiametten ihr Geheimniß ohne Gefahr entdecken zu können.

Am letzten Abend, bevor sie nach Paris kamen, redete Bertha ihre Freundin folgendergestalt an: „Beste Fiamette! Du hast mir schon so viele „Beweise deiner ungeheuchelten Freundschaft ge-

„geben, daß ich eine Sünde zu begehen glaubte, „wenn ich nur das geringste Mißtrauen in die „Aechtheit deiner Gesinnungen setzte. Du warest „von Kindheit auf meine liebste Gespielin, meine „Frundschaft und Liebe zu dir wuchs mit meinem „Alter. Nie haben sich zwei Schwestern zärtlicher „geliebt, als wir Beide uns lieben, mein Wille „war stets der Deinige, und deine Meinung auch „die meinige. Wie manchen Abend schmolzen nicht „unsere zärtlichen Seelen in Eines zusammen, „wenn wir uns ewige schwesterliche Liebe und „Freundschaft schwuren, und Plane für die Zu„kunft machten. Du hast so oft in dem Inner„sten meiner Seele gelesen; auch die geheimste „Falte meines Herzens lag vor dir aufgedecket; „du weißt also, daß ich keiner Verstellung fähig „bin, du kennest auch mein Herz, daß es nur zu „empfänglich für die Liebe ist. Es ist deinem „scharfen Blick nicht entgangen, welch heftigen „Eindruck Dúdon de Lys bey seinem ersten An„blick auf mein Herz machte; du wußtest früher, „daß ich ihn liebte, als ich mir es selbst zu sagen

„getrauete. — Erinnere dich noch an den ersten „Abend nach dem Turnier, und an die seligen „Stunden, welche wir bis am frühen Morgen „durchschwatzten, und wer anders war der Gegen„stand unseres Gespräches, als Dúdon de Lys, „und meine Liebe zu ihm? — Nun sind alle mei„ne Freuden verschwunden, alle meine Wünsche „vereitelt. — Das Schicksal bietet mir Krone „und Scepter an, erhebt mich zur höchsten Eh„renstufe — zum Throne. Und doch — bin ich „nicht glücklich. Mich blendet nicht der Glanz „eines Thrones — Was hilft mir Hoheit, „Reichthum und Würde, wenn dieses Herz, wel„ches so heftig schlägt, blutet! Tausende werden „mein Glück beneiden, Tausende werden zu mei„nen Füßen liegen, auf jeden meiner Winke war„ten, und ein einziges Wort, oder einen gnädi„gen Blick von mir für die größte Wohlthat hal„ten. O die Thoren! wüßten sie, wie sehr ich ihr „Loos beneide! Fürstenglück ist eine Seifenblase, „es verschwindet so geschwind, als es entstehet — „und Fürstenehen sind schon gar ein Unding; man „heu=

„heurathet, ohne sich zu kennen, ohne Liebe, ohne
„Neigung, und ohne Gleichheit des Alters, oder
„der Gesinnungen. Die Unglückliche, auf welche
„die Wahl des Fürsten fällt, muß gehorchen, und
„sich wie ein Lamm auf die Schlachtbank führen
„lassen; sie muß alle Empfindungen unterdrücken,
„allen ihren bisherigen Freuden entsagen, und dieß
„wegen eines Gatten, den sie nie lieben, der sie
„nie für das Opfer, welches sie ihm bringet, schad-
„los halten kann. Dies ist meine traurige Lage,
„meine Beste! — Welche Freuden der Liebe kann
„ich mir in den Umarmungen eines schwachen
„Greises, und abgelebten, kraftlosen Gatten ver-
„sprechen? — Können wenige Tropfen matten
„faulen Wassers den brennenden Durst löschen,
„oder eine hellauflodernde Flamme dämpfen? Ich
„darf mich vor dir nicht verstellen, wir sind Beide
„Mädchen, sind allein, kein Mann höret uns,
„oder kann uns belauschen, und alsdann unsere
„Schwäche benutzen. Wir haben Begierden, wel-
„che wir nur zu lange und zu oft unterdrücken
„müssen, um uns nicht unglücklich zu machen,
„und

„und uns nicht der Verachtung der Männer aus-
„zusetzen. Diese Begierden wollen nun einmahl
„im Ehestand befriediget seyn; denn dieser ist noch
„die einzige Hoffnung, mit welcher wir unsere
„Sinnlichkeit zum Schweigen bringen. Schlägt
„nun auch diese fehl, so suchet das betrogene
„Weib entweder eine Schadloshaltung auf Schleich-
„wegen, oder das Feuer ihrer Begierden verzehret
„sie, und stürzet sie vor der Zeit ins Grab. Letz-
„teres stehet mir bevor bey all' dem Glanze und
„den Herrlichkeiten, welche mich umgeben. Be-
„daure mich, gutes Mädchen! — doch, du sollst
„mich nicht nur bedauren, sondern sollst mir auch
„helfen, sollst mich retten. Hier leg' ich Scepter
„und Krone zu deinen Füßen, hier umfasset deine
„künftige Kaiserin, deine Gebieterin, deine arme
„unglückliche Freundin deine Knie, und flehet
„dich um Mitleid, um Rettung. Die Natur,
„welche nichts ohne Absicht thut, hat uns nicht
„ohne Ursache mit einer so vollkommenen Aehn-
„lichkeit in unseren Gesichtszügen und körperlichen
„Gestalt begabt; sie hat hierin schon den Grund

„zu

„zu unserem künftigen Glück gelegt. Wohlan! „ziehe, wenn wir in Paris seyn werden, meine „fürstlichen Brautkleider an, nimm hin den kai„serlichen Schmuck, er wird dich besser zieren, als „mich. Theile dein Bette mit dem Kaiser, und sey „glücklicher als ich. Ich entsage von nun an al„ler Hoheit, allem Rechte auf den Namen der „Gattin des Kaisers, ich werde dir in deinen „Kleidern dienen, werde deine Magd seyn, Nie„mand wird und kann den gespielten Betrug arg„wohnen. — Du wirst mich zur Belohnung für „meine treu geleisteten Dienste mit dem Dudon „de Lys vermählen, und ich werde diesen Mit„telstand und die Umarmungen meines Geliebten „nicht um alle Königreiche der Welt vertau„schen."

Fiamette sträubte sich lange, machte ihrer Gebieterin alle mögliche Vorstellungen, und wollte sich zur Ausführung dieses Planes durchaus nicht gebrauchen lassen. Allein ihre Weigerung war bloße Verstellung; denn ihrer Ehrsucht und unbegränzten Herrschbegierde wurde zu sehr dadurch ge-

geschmeichelt, als daß sie diese unverhoffte Gelegenheit, ihre Leidenschaft zu befriedigen, hätte entwischen lassen sollen; ihr Widerstand zielte nur dahin, die verliebte Bertha noch mehr in ihrem Vorhaben zu stärken, weil sie wohl wußte, daß die Liebe keinen Widerspruch ertragen kann.

Der alte Kaiser, begleitet von dem ganzen Hofstaate, holte seine Braut mit allem Gepränge ein, und die schöne Bertha wurde noch am nämlichen Abende auf's neue mit ihm von dem Kardinal Vironi getrauet. Als aber das Beilager sollte vollzogen werden, und es Zeit war, die neue Kaiserin auszukleiden, verabschiedete letztere alle ihre Hofdamen und Kammerfrauen, und nur ihre vertraute Fiametta durfte ihr in ihr Auskleidezimmer folgen. Hier geschahe also die Verwandlung. Bertha legte den kaiserlichen Schmuck ab, übergab solchen ihrer Dienerin, Fiametta, sammt allen ihren prächtigen Kleidern, und zog die Kleider der Letztern an. Bertha war also Fiametta das Kammerfräulein, und Fiametta Kaiserin. In dieser Eigenschaft vertrat sie die Stelle der Bertha in

dem

dem Bette des Kaisers. Wie sich der alte Herr in der ersten Nacht bey seiner Braut betragen? ob er sich ritterlich gehalten, oder aus dem Sattel gehoben worden, oder auf welche Art er sich mit Ehren aus diesem fatalen Handel gezogen habe? hievon thut die Geschichte keine Meldung. Im Grunde mag es auch Fiametten sehr gleichgültig gewesen seyn; denn sie hatte nur eine Hauptleidenschaft, welche sie ausschließend beschäftigte, und alle sinnlichen Begierden unterdrückte, und diese war eine unbegränzte Herrschsucht. Ihr einziger Gedanke war nur, wie sie sich in dieser höchsten Ehrenstelle immer erhalten könne? Bertha war, ungeachtet ihrer großmüthigen Aufopferung, für sie dennoch immer eine gefährliche Nebenbuhlerin, welche mit der Zeit ihre Gesinnungen ändern könnte; würde aber der Betrug entdeckt werden so würde Fiametta gestürzet, und in ihr voriges Nichts zurück geworfen werden, Schande, und vielleicht gar einen schimpflichen Tod zu erwarten haben. Bertha mußte also vor Allem aus dem Wege geräumet werden. Gleich im ersten

sten Augenblicke, als ihr Bertha ihren Plan entdeckte, faßte sie den teuflischen Entschluß, ihre beste Freundin zu ermorden, um sie auf immer unschädlich zu machen. Zur Ausführung eines Bubenstückes findet man weit eher Gehülfen, als zur Ausübung einer guten That. Der Glanz des Goldes hat schon manchen sonst ehrlichen Mann zu einer schlechten Handlung verleitet; noch viel leichter können niederträchtige Menschen durch das Gold zu allen möglichen Schandthaten erkaufet werden.

An dem kaiserlichen Hofe befanden sich einige Edelleute, Anverwandte der Fiametta, welche mit einem eben so schlechten Herzen zu allen, die Menschheit entehrenden Lastern fähig waren. Diesen eröffnete sie ihr abscheuliches Vorhaben, und erhielt durch Versprechungen großer Geschenke und ansehnlicher Ehrenstellen sogleich ihre Einwilligung. Ein fürchterlicher Eid, welchen sie der Fiametta schwören mußten, band ihre Zunge. Damit ihnen aber Bertha nicht entrinnen konnte, überredete sie Fiametta, daß sie in der ersten

Nacht nicht in dem Frauen-Zimmer schlafen, sondern unter dem Vorwande, sie müsse aus wichtigen Ursachen diese Nacht hindurch wachen, ein Zimmer nächst dem Garten beziehen solle.

Die gutmüthige Bertha befolgte in allem genau den Willen ihrer Dienerin, und ahnete nicht das Gift der Schlange, welche sie in ihrem Busen nährte. Um Mitternacht, sobald alles still war, wurde Bertha von vier verkappten Männern überfallen, welche die von der Fiametta erkauften Edelleute waren. Sie verstopften ihr den Mund, daß sie nicht um Hülfe schreyen konnte, schleppten sie durch den Garten, vor welchem schon ein Wagen in Bereitschaft stand, und fuhren mit ihr in einen vier Meilen weit von Paris entlegenen Wald. Dort stiegen sie aus, führten die unglückliche Bertha tiefer in den Wald, und kündigten ihr den Tod an. Das unschuldige Schlachtopfer warf sich ihren Henkern zu Füßen, rang ihre lilienweißen Hände, und flehte um Mitleid und Erbarmen. Tyger würden bey diesem Anblick erweichet worden seyn; aber bey den Bösewichtern

war

war alles Gefühl der Menschlichkeit ersticket. Der Stahl war schon über ihrem Haupte gezücket; aber keiner wagte es, den Todesstoß zu führen. Es schien, als ob eine unsichtbare Gottheit ihre Hand zurück hielt; aber dafür wußten die Unmenschen bald Rath zu schaffen. Sie beschlossen, Bertha nicht zu morden, sondern sie eines langsamen und schrecklichen Todes sterben zu lassen; sie zogen daher diese Unglückliche aus, ließen ihr zur Bedeckung ihres Leibes nichts, als ein dünnes Hemde, und banden sie an eine dürre Eiche, damit sie entweder Hungers sterbe, oder von den wilden Thieren zerrissen werde; ihre Kleider nahmen sie mit sich, um ihre Gebieterin zu überweisen, daß sie das Bubenstück richtig vollbracht hätten.

Die arme Bertha, welche sowohl wegen ihrer Schönheit, als wegen ihrer edlen Seele von Jedermann geliebet, und verehret wurde, welche ihr günstiges Schicksal zum Kaiserthron bestimmt hatte, und noch vor wenigen Stunden eine Krone trug, der ganz Paris huldigte, diese war nunmehr von

allen

allen Menschen verlassen, ohne alle Hülfe, ohne Rettung. Ihre Engelsgestalt, ihre himmlischen Reize, welche Jedermann bezauberten, um deren Anblick und Genuß mancher gern sein ganzes Vermögen hingegeben hätte, waren entblößt, den rauhen Winden und allen Ungewittern ausgesetzet. Sie sah dem gewissen grausamen Tode entgegen, und dieses — wegen einer einzigen Unbesonnenheit, die freylich die größte war, die man nur immer begehen kann. Danket dem Himmel, meine Schönen! daß eure Unbesonnenheiten in unserem aufgeklärten Jahrhundert nicht mehr so strenge bestrafet werden, sonst würden in den Wäldern nicht genug Bäume seyn, um euch anzubinden, und zum Unglück hätten vielleicht eure Liebhaber, oder Ehemänner, nicht allzeit Lust, euch zu befreyen.

Vergebens klagte und jammerte die unglückliche Bertha. Niemand hörte sie, Niemand antwortete ihr. Ein leeres Echo wiederholte ihre Klagen. Jedoch ihre Rettung war näher, als sie vermuthen konnte. In diesem Walde nahe an dem

durch-

durchlaufenden Fluß Magno wohnte ein Förster des Kaisers, Namens Lipulo. Dieser verfolgte einen Hirsch; als er aber tiefer in den Wald kam, hörte er das Winseln und Aechzen eines Menschen. Von Natur mitleidig und gutherzig, gieng er der Stimme nach, kam an die dürre Eiche, und erblickte das schönste Weib auf Gottes Erdboden fast nackend in dem kläglichsten Zustande. Er bebte einige Schritte zurück; ungeachtet er den lebhaftesten Trieb fühlte, diese Unglückliche zu retten, verweilte dennoch sein Auge wider seinen Willen einige Augenblicke an den unbeschreiblichen Reizen dieser Unbekannten; er glaubte, einen Engel in Menschengestalt vor sich zu sehen. Ihre großen blauen Augen waren gen Himmel gerichtet, und flehten um Erbarmen; auf ihrem himmlischen Angesicht war Sanftmuth, Ergebung, und der tiefste Schmerz der leidenden Unschuld ausgedrückt; ihr klagender Ton durchdrang die Seele, und würde leblose Steine zum Mitleiden bewogen haben, und ihre seidenen Haare, benetzt von ihren Thränen, schlangen sich um den Nacken. Die linke

Hand war über ihrem Haupte an einem Ast, die rechte gesenkt an den Stamm gebunden; das Hemde, durchsichtig wie der feinste Schleyer, enthüllte ihren vollen wallenden Busen, die beiden Rosenknospen, ihren göttlichen Wuchs, ihre runde Hüften, nach der schönsten Form gegossene Schenkel und Füße — Wer hätte hier sein Auge wegwenden, und bey diesem Anblick kalt und unempfindlich bleiben können? Wer würde von so vielen Schönheiten nicht hingerissen worden seyn? — Derjenige, welcher hier gefühllos seyn könnte, wäre kein Mensch, sondern nichts als ein belebter Klotz, weit unter den Thieren gewesen, und sich geflissentlich das Vergnügen eines solchen göttlichen Anblickes zu rauben, wäre eine stillschweigende Lästerung der Schöpfung. Alle Schönheiten der Natur sind geschaffen, damit sich der Mensch an ihnen ergötzen, sie betrachten, bewundern, und in ihnen den großen Meister verehren soll, und ein schönes Weib ist die größte Schönheit, und das erste Meisterstück der Natur. Hinweg mit jenen frommen Heuchlern, welche sich vor dem entblöß-

ten Busen oder Knie eines jungen Mädchens, oder Weibchens wie vor dem Bösen kreuzigen, öffentlich über Aergerniß und Sittenverderbniß schreyen, innerlich aber die geilsten Böcke sind, und nur im Stillen ihre unersättliche Wollust befriedigen. Ich genieße die Schönheiten der Natur, wo ich sie immer finde, und ich kann unmöglich glauben, daß ich mich an der Gottheit versündige, wenn ich ein schönes Weib, oder Mädchen, im Kostume der Mutter Eva sehe, und mit Vergnügen betrachte. Kein Gärtner wird mir verbieten, mich an dem Anschauen einer schönen Rose zu ergötzen, wenn ich nur die Blume nicht wider seinen Willen pflücke. Nicht das Anschauen, sondern der Genuß ist nicht allzeit erlaubt. In Sparta tanzten die schönsten und keuschesten Mädchen öffentlich vor den Jünglingen nackt. Die Ehrbarkeit wurde dadurch nicht verletzet, und es wurden damahls gewiß weniger Ausschweifungen begangen, als jetzt, weil die Frauenzimmer, um ihre Schamhaftigkeit zu beweisen, ihren Körper bis an die Fingerspitzen verhüllen. Lipulo, ein

Man

Mann in seinem besten Alter und von warmen Temperament, war nichts weniger als kalt bey diesem Anblick; ein brennendes Feuer ergoß sich in seine Adern, und der erste Gedanke war Verlangen — nach Genuß; jedoch ein Mann von festen Grundsätzen folget nicht gleich dem ersten Eindruck einer blinden Leidenschaft, sondern bekämpfet solche, weil es noch Zeit ist. Die Schändlichkeit, die wehrlose Lage einer Unglücklichen zur Sättigung seiner Wollust auf eine niederträchtige Weise zu benützen, erschreckte ihn, und die edle Begierde, sie vom gewissen Tode zu retten, verdrängte in ihm alle menschliche Schwachheit, und thierische Empfindung. Er eilte zu ihr, schnitt die Stricke entzwey, mit welchen die schönsten Hände, so man je gesehen, auf die grausamste Weise gefesselt waren, und fragte sie in einem sanften, theilnehmenden, und Vertrauen einflößenden Tone, welcher Barbar sie in diesen schrecklichen Zustand versezet habe? und bot ihr seinen ungeheuchelten Beistand an.

Bertha erröthete vor Scham, sich einem Mann fast nackt und in dem Stande der Natur zeigen zu müssen; denn sie konnte in ihrem jetzigen Zustande unmöglich alles dasjenige verhüllen, was nach ihrer Meinung ein Mann nicht sehen durfte. Jedoch die Nothwendigkeit kennet keine Gesetze, sagten die Jesuiten; manche unserer Schönen aber verschiebt ihr Halstuch, machet eine Bewegung mit dem Fuße, oder verhüllet einen ihrer Reize in Gegenwart eines Mannes, um einen anderen desto mehr sehen zu lassen, und dadurch unsere Begierden anzufeuern. Dieses war aber nicht der Fall der reinen und noch unschuldigen Bertha; sie war noch unerfahren in den Kunstgriffen der feinen Koketterie. Sobald sie los gebunden war, wollte sie ihrem Erretter zu Füßen fallen, und ihm für ihre Befreyung danken; dieser aber hob sie auf, verbat sich allen Dank, weil er nur seine Pflicht als Mensch gegen seinen Mitmenschen erfüllet habe, und bat sie um Mittheilung ihrer Geschichte. Sie erzählte ihm daher, „daß sie die Tochter einer armen Wittwe

aus einer weit entlegenen Provinz sey; ein Edelmann habe sich in sie verliebet, ihr die Ehe versprochen, und unter dem Vorwand, daß seine Familie ihre Einwilligung versage, sie entführet. Da sie aber auf der Reise sich seinem schändlichen Willen nicht ergeben, und seine geilen Begierden nicht befriedigen wollte, hab' er sie in diesen Wald geschleppet, ganz ausgezogen, und sie in dem schrecklichen Zustande, in welchem sie Lipulo angetroffen, entweder dem Hungertode, oder dem Grimme der wilden Thiere ausgesetzet. Bertha war durch ihr eigenes Unglück vorsichtiger gemacht worden, und sah die Nothwendigkeit ein, ihre wahre Geschichte geheim zu halten, um sich vor den Verfolgungen der verrätherischen Fiametta sicher zu stellen; sie erdichtete also dieses Mährchen, welches der ehrliche Lipulo treuherzig glaubte. Wie doch die unschuldigsten Mädchen schon die Kunst besitzen, uns die wahrscheinlichsten Lügen für Wahrheiten zu verkaufen! Lipulo nahm Bertha'n mit sich nach Hause. Der Weg dahin war zwar nicht lang, aber sehr unbequem für die zarten Füße eines

Frauen=

Frauenzimmers; er führte durch dick verwachsene Gesträuche und Dornhecken. Zudem mußte sie sich bequemen, ihrem Führer im bloßen Hemde zufolgen; denn dafür konnte nun einmahl auf der Stelle nicht Rath geschaffet werden — Zum Unglück verwickelte sich im Gehen das Hemde bald im Gesträuche, bald blieb es an einer Dornhecke hangen, wozu auch ein feindseliger Wind vieles beitrug. Bertha wollte sich los machen, und konnte nicht, die Dornen zerrissen ihr Hemde, welches so fein wie Spinnengewebe war, und verwundeten ihren schönen Leib, daß das helle Blut floß. Bertha schrie vor Schmerzen; der gute Förster mußte also zu Hülfe kommen — und da lag nun freylich wieder manche verborgene Schönheit von ihm aufgedecket; aber Lipulo war ein rechtschaffener Mann, und begnügte sich mit dem bloßen Anschauen. Bertha wurde zwar jedesmahl roth bis über die Ohren; allein sie mußte sich in ihr Schicksal fügen. Endlich langten sie in dem Hause des Försters an. Seine Gattin Marie, eine artige Brunette von beyläufig Dreyßig Jahren, stutzte gewaltig über

den

den leichten Anzug der Bertha, und that einen verstohlenen Seitenblick auf ihren Mann; sie war zwar nicht eifersüchtig, aber ein so unvermutheter Besuch einer nackten Schönheit an der Seite des Ehemanns muß doch jederzeit dem verdachtlosesten Weibe auffallen, und zu verschiedenen Muthmaßungen Anlaß geben. Lipulo, welcher, den heimlichen Blick seines Weibchens beobachtet und verstanden hatte, suchte sie gleich zu beruhigen, und ihr alle Zweifel zu benehmen, indem er ihr ganz kurz die Geschichte der schönen Unglücklichen, so wie er solche aus ihrem Munde erfuhr, erzählte, und Bertha, welche indessen zitternd den Ausspruch Mariens erwartete, ihrer Sorgfalt empfahl. Letztere, welche nun ganz beruhiget war, umarmte die schöne Bertha von ganzer Seele, beklagte sie wegen ihres traurigen Schicksals, und versprach ihr, alles anzuwenden, was in ihren Kräften stünde, um ihren Schmerz zu lindern. Sie führte sie sogleich in ein besonderes Zimmer, gab ihr Kleidungsstücke, welche zwar nur von grobem Zeuge, aber reinlich waren,

und Bertha vortreflich bildeten. Bertha war in ihrem ländlichen Anzug eben so schön, als in den prächtigen fürstlichen Kleidern; sie wußte sich auch in ihre neue Lage so gut zu schicken, als wenn sie in solcher wäre gebohren worden. Jede Hausarbeit verrichtete sie mit unermüdetem Fleiß und Unverdrossenheit; sie gieng die letzte schlafen, und stund mit frühestem Morgen wieder auf, und erwarb sich in kurzer Zeit durch ihr einnehmendes gefälliges Wesen, sittsames Betragen, und ungeheuchelte Frömmigkeit die Liebe beider Eheleute.

Nach Verfluß einiger Zeit fuhr dem Lipulo ein Gedanke durch den Kopf, welchen er aber nicht eher ausführen wollte, bis er nicht hierüber die Meinung seines Weibchens gehöret hatte; denn er that nichts, ohne sie vorher zu Rathe gezogen zu haben; dieses geschah jederzeit Abends im Bette. Im Bette wird zwischen Eheleuten, besonders vom Bürger- und Bauernstande gemeiniglich nach einigen kleinen, den Tag hindurch vorgefallenen Zwistigkeiten der Friede geschlossen, häusliche Plane werden entworfen, wirthschaftliche Einrichtungen

tungen verabredet, und am Ende vor dem Schlafen geschiehet — was Mann und Weib am meisten, und am bequemsten im Bette zu thun pflegen. Lipulo fieng also am nächsten Abend folgendes Gespräch mit seinem Weibchen an: Nun ist Lise (Bertha gab sich diesen Namen, um unerkannt zu bleiben) schon einige Zeit bey uns, wie gefällt sie dir, und was hältst du von ihr?

Marie. Sie gefällt mir sehr, und ich habe sie von Herzen lieb; ihr Betragen ist immer gleich untadelhaft, der strengste Sittenrichter würde an ihr nichts auszustellen finden. Ich habe sie genau geprüfet und ihre Seele rein, ihr Herz noch unverdorben gefunden. Sie muß von vornehmen Eltern geboren, und gut erzogen worden seyn; dieß sieht man aus ihren zarten Gliedern, der blendenden Weiße ihrer Haut, aus ihrem Anstande und der guten Art. Man siehet es ihr wohl an, daß sie die Arbeiten nie gethan hat, welche sie bey uns verrichten muß; dessen ungeachtet arbeitet sie unermüdet, ich muß sie oft mit Ernst davon abhalten, weil ich befürchte, sie möchte erkranken. Sie hat

nur

nur die Tugenden, nicht aber die Laster der vornehmen Leute, sie weiß nichts von Falschheit und Verstellung, klaget nie über ihr Schicksal, und ist äußerst dankbar für das wenige Gute, welches sie bey uns genießet.

Lipulo. Ich bedaure das arme Mädchen, ihr Schicksal ist gewiß hart. Der Schurke, welcher dieß arme Mädchen so grausam behandelt hat, kann es bey Gott nicht verantworten; ich könnte einen solchen Unmenschen radebrechen sehen, ohne Mitleid für ihn zu fühlen, und wäre ich Kaiser, ich würde ihn doppelt strafen, weil er von Adel ist. Der Adel soll uns gemeinen Leuten durch Tugend und gute Sitten zum Muster dienen; er ist aber, einige Wenige ausgenommen, weit schlimmer, als wir. Unsere jungen adelichen Herren rechnen es sich noch als Verdienst an, und prahlen damit, wenn sie ein armes, unschuldiges Mädchen verführet und unglücklich gemacht haben. Sie verschwenden ihr Geld an Betrüger, niederträchtige Schmeichler und H = = en, sind hartherzig gegen arme Leute, und geben keinem Nothlei-

denden etwas. Ich gestehe es dir aufrichtig, ich bin nur ein gemeiner Mensch, aber ich möchte nicht adelich seyn, weil ich fürchte, ich möchte lasterhaft werden.

Marie. Ich auch nicht; denn ich habe diese Herren kennen gelernt. Ich bin nicht schön, und dennoch stellten sie mir überall nach, und nur den Warnungen meiner guten Eltern, und dem Beyspiel einer Freundin von mir, welche noch jetzt mit ihrem Kinde im Elende schmachtet, hab' ich es zu danken, daß ich meine Unschuld erhalten habe, sonst wüßt ich wahrlich nicht, was geschehen wäre. — Denn sie sagen uns so viele schöne Sachen vor, liebkosen, schmeicheln uns, und versprechen uns weiß Gott, was; dieß gefällt uns, wir finden einen großen Unterschied zwischen ihnen und unseren jungen Burschen auf dem Lande, welche uns nicht einmahl sagen, daß wir schön sind. Wir einfältigen Dinger glauben blind ihren großen Versprechungen, weil wir sie keiner Verstellung und Falschheit fähig halten, lassen uns bethören, und thun, was sie von uns verlangen;

so-

sobald sie aber ihren Entzweck erreichet, und unsere Unschuld geraubt haben, lassen sie uns sitzen, und sehen uns nicht mehr an. Lise ist bey alle dem doch glücklich, daß sie ihre Unschuld erhalten hat.

Lipulo. Ich schätze sie auch wegen dieser ihrer Tugend unendlich, und denke oft nach, wie man ihr ihr Schicksal erleichtern könnte; da fiel mir ein Gedanke ein, — ich will einmahl hören, was du dazu sagest. — Gott hat uns keine Kinder geschenket, wir werden täglich älter, haben Niemand, der uns in unsern alten Tagen pfleget, und in unserm letzten Stündlein die Augen zudrücket. Du weißt, wir haben uns ein paar Pfennige erspart; ich wollte nicht gerne, daß unser kleines Vermögen nach unserm Tode in fremde Hände geriethe. — Liese ist so gut, so brav, sie liebt uns, wie ihre Eltern, kommt in allem unserem Willen zuvor, und läßt sich unsere Wirthschaft so gut angelegen seyn, als wenn es ihre eigene wäre. — Wie wäre es, wenn wir sie an Kindesstatt annähmen? Ich bin überzeugt, es wird

uns

uns nie reuen, und das arme Ding weiß doch, wem sie angehöret. Es ist gar zu traurig, allen Menschen, und dennoch Keinem anzugehören. Was glaubest du, Marie?

Marie. Ich bin es vollkommen zufrieden, und erkenne Lise herzlich gerne als meine Tochter; ich liebe sie ohne dieß wie mein eigenes Kind. Ich dachte schon selbst daran, und wollte dir den Vorschlag machen, du bist nur meinem Wunsche zuvorgekommen. Gleich Morgen wollen wir es ihr ankündigen, und die Freude genießen, sie so glücklich zu machen, als es in unserm Vermögen stehet.

Dies geschah auch, und Bertha ward von der Großmuth dieser edeldenkenden Leute innigst gerührt; sie lebte bey ihnen zwey Jahre durch so zufrieden, als sie es in ihrer Lage seyn konnte.

Während dieser Zeit wurde die treulose Fiametta noch immer für die rechtmäßige Kaiserin gehalten, und wußte ihre Rolle so gut zu spielen, daß Niemand einen Betrug argwohnte. Dieser konnte auch so leicht nicht entdecket werden, weil

außer

außer Bertha, welche sie für todt hielt, und den vier Edelleuten, ihren Anverwandten, Niemand um das Geheimniß wußte; Letztere aber schaffte sie sich gleich nach vollbrachter That durch Gift von der Seite, und versicherte sich dadurch ihres ewigen Stillschweigens. Allein das Laster bleibet nie unbestraft, und die Tugend siegt früher oder später über ersteres. Das Maaß ihrer Verbrechen war voll, die Stunde ihres gänzlichen Sturzes näher, als sie glaubte, und der Schlag kam von einer Seite, von welcher sie ihn am wenigsten vermuthete.

Der Vater der Bertha, Graf von Melgaria, war von einer langen schweren Krankheit wieder vollkommen hergestellt, und trug ein heftiges Verlangen, seine Tochter zu sehen. Er reiste daher mit seiner Tochter nach Paris. Die Nachricht von der Ankunft des Grafen war ein Donnerschlag in den Ohren der Fiametta; seine Gegenwart war ihr gewisser Untergang; sie wußte, daß sie entlarvt und der verdienten Strafe nicht entgehen würde. Was war also in dieser kritischen

Lage zu thun? Den fatalen Besuch des Grafen zu hintertreiben, war platterdings unmöglich, und hierzu die Zeit zu kurz. Man mußte also zum allgemeinen Hülfsmittel der Weiber, zur List und Verstellung, Zuflucht nehmen. Sie stellte sich von einer ganz außerordentlichen besonderen Krankheit überfallen zu seyn, klagte über heftige Kopfschmerzen, Bangigkeiten, Herzklopfen, besonders aber über so große Augenschmerzen, daß sie nicht die mindeste Helle, oder ein Licht ertragen konnte. Wenn nur der kleinste Sonnenstrahl ins Zimmer drang, oder Jemand mit einem Wachslicht ins Zimmer trat, und sich dem Bette, worin sie lag, näherte, erhob sie ein entsetzliches Geschrey, bekam Zuckungen, und fiel in Ohnmacht. Es mußten also alle Fenster in ihrem Schlafzimmer mit Tüchern behangen, alle Oeffnungen verschlossen werden, und Niemand, selbst der Kaiser nicht, durfte mit einem Licht ins Zimmer kommen. Damit sie aber auch nicht an der Sprache erkannt werden konnte, gab sie vor, daß ihr das Reden sehr beschwerlich sey; sie sprach daher wenig, und

dieß

dieß sehr leise, oder gab ihr Verlangen nach etwas nur durch Zeichen zu erkennen. Mit dieser Vorsicht glaubte sie vor aller Entdeckung sicher zu seyn. Der Kaiser war über den traurigen Zustand seiner Gattin sehr betrübt; er ließ die berühmtesten Aerzte von ganz Frankreich zusammen berufen. Diese berathschlagten sich täglich, zerbrachen sich die Köpfe über diese besondere Krankheit, und wußten am Ende, wie es gemeiniglich zu geschehen pflegt, — — Nichts.

Der gute Kaiser hoffte, daß die Freude der Kaiserin, ihre geliebten Eltern wieder zu sehen, mehr, als alle Arzeneyen, zu ihrer Genesung beitragen würde. Er schickte ihnen daher, um ihre Ankunft zu beschleunigen, einen Eilbothen mit der Nachricht von der Krankheit ihrer Tochter entgegen. Kaum aber war dieser abgereist, als schon der Graf und die Gräfin mit einem ansehnlichen Gefolge in Paris einzogen.

Nach den ersten Bewillkommungen unterrichtete sie der Kaiser von dem kläglichen Zustande

ihrer

ihrer Tochter, und führte sie selbst zu der Kranken.

Wie ungelegen Fiametten dieser Besuch und die zärtlichen Liebkosungen ihrer vermeintlichen Eltern waren, kann Jedermann sich leicht vorstellen, welcher sich in ihre Lage setzen will. Der Graf und die Gräfin bedauerten unendlich, daß sie nach einer so langen Abwesenheit ihre Tochter nicht anders als im Finstern sprechen konnten, und baten sie, nur auf einige wenige Augenblicke ein Wachslicht zu dulden, und ihnen das Vergnügen zu gönnen, sie von Angesicht zu sehen. Allein Fiametta schlug ihnen ihre Bitte rund ab, und fieng bey dem Wort: Licht, jämmerlich zu schreyen an, weil ihr alles daran gelegen war, nicht erkannt zu werden. Der Graf stutzte über dieses seltsame Betragen seiner Tochter; er sah seine Gattin, sie ihn an. Aus dem Wenigen, was sie mit ihnen sprach, erkannten sie nicht die sanfte melodische Stimme ihrer Bertha; sie wußten auch, daß sie von dauerhafter Gesundheit, und nie einer solchen Krankheit ergeben war;

 kurz,

kurz, alles befremdete sie an ihr, und erregte in ihnen den Verdacht, daß die Kaiserin nicht ihre Tochter sey. Da Bertha einen Fuß ziemlich länger, als den anderen hatte, suchte die Gräfin, um in der Sache mehr Licht zu bekommen, unbemerkt die Füße der Kaiserin zu berühren, und fand, daß beide Füße gleich groß waren. Sie gab ihrem Gatten von dieser Entdeckung ein heimliches Zeichen, und Beide waren überzeugt, daß ihre vorgegebene Tochter eine Betrügerin sey, und zwar keine andere, als Fiametta, ihre vertraute Dienerin, welche wegen der außerordentlichen Aehnlichkeit am leichtesten Bertha's Rolle spielen konnte. Indessen verbarg der Graf seinen Unwillen vor dem Kaiser so gut, als ihm möglich war, schwur aber im Geheim, seine Tochter fürchterlich an dem Kaiser zu rächen. Der Mensch ist gewohnt, bey einer ungünstigen Begebenheit gleich das Schlimmste zu muthmaßen; er urtheilet nach dem Schein, ohne die wahren Umstände zu kennen, und ohne die Aufklärung einer Sache abzuwarten, bloß nach den Begriffen, die er sich hie-

von macht, und nach der Leidenschaft, welche ihn beherrschet, und urtheilet größtentheils — schief. Gerade so gieng es dem Grafen von Melgaria; er sah die Betrügerin, kannte aber nicht den Urheber des Betruges, und fällte dennoch, ohne sich genauer zu erkundigen, gleich auf der Stelle das Urtheil, daß dieser niemand anders, als der Kaiser seyn könne, welcher dennoch in der That ganz unschuldig war, und selbst nicht einmahl den Betrug ahnete. Der Graf glaubte nämlich, daß den Kaiser eine ausschweifende Liebe bewogen habe, Fiametten ins kaiserliche Ehebette zu nehmen, daß er, um diesen Plan auszuführen, Bertha'n habe heimlich ermorden lassen, und die falsche Kaiserin, damit sie von dem Grafen während seiner Anwesenheit in Paris nicht erkannt werde, mit einer verstellten Krankheit im Bette gehalten habe. Um seine Rache nicht lange aufzuschieben, nahm sich der Graf vor, seine Rückreise zu beschleunigen, bey seiner Nachhausekunft mit Hülfe seiner Verbündeten und Anverwandten eine ansehnliche Armee zusammen zu ziehen, den Kaiser

zu überfallen, und von ihm mit gewaffneter Hand seine Tochter zu fordern.

Der fromme Kaiser, welcher das feindselige Vorhaben des Grafen nicht ahnete, sondern sein gleichgültiges Betragen und üble Laune lediglich seinem Schmerz wegen der Krankheit seiner Tochter zuschrieb, that alles mögliche, um ihn zu zerstreuen und aufzumuntern; er gab ihm zu Ehren eine prächtige Jagd, und lud den Grafen und die Gräfin selbst hiezu ein, welche, ohne den Wohlstand zu verletzen, diese Einladung nicht von sich ablehnen konnten.

Die Jagd fiel sehr gut, und zu Jedermanns Zufriedenheit aus; besonders war der Kaiser an diesem Tage ungemein vergnügt. Es schien, als hätte er eine Ahnung von der Freude gehabt, welche ihm annoch am nämlichen Abende zu Theil wurde. Er verwundete einen Bären, und verfolgte ihn in seiner Hitze so weit in den dichten Wald, daß seine Leute weit zurück blieben und er ganz allein war. Da es schon dunkel war, und er in der Nacht nicht wieder nach Paris zurück-

kehren wollte, befahl er einem Hofjunker, welcher ihn einholte, das ganze Jagdgefolge mit dem frühesten Morgen in das Haus des Försters Lipulo zu bestellen, er selbst aber eilte also gleich dahin.

Die guten Leute waren eben so erstaunt, als entzückt, ihren Monarchen in ihrer schlechten Hütte zu sehen. Sie fielen ihm zu Füßen, und bedauerten nur ihr Unvermögen, ihn nicht nach seiner höchsten Würde bewirthen zu können. Nun wurde sogleich alles im Hause in Ordnung gebracht; in der Küche wurde zwischen Marie und Bertha großer Rath gehalten, welches Nachtmahl man dem Kaiser in der Geschwindigkeit und nach den Umständen des kleinen Hausvorraths zubereiten könne? Das Resultat davon wurde dem Förster Lipulo zur Entscheidung vorgeleget, welcher eben im Garten auf einem Baum saß, und frische Birnen pflückte, um solche dem Kaiser zur Erfrischung aufzustellen.

Der armen Bertha gab der unverhoffte Besuch des Kaisers am meisten zu schaffen; sie gieng mit sich selbst zu Rathe, wie sie sich benehmen,

ob sie sich dem Kaiser entdecken, oder schweigen solle? Nach vielem Hin- und Herdenken wurde Letzteres beschlossen; sie nahm sich vor, die Entscheidung ihres künftigen Schicksals der Zeit und dem Zufalle zu überlassen; denn sie fand es nicht räthlich, dem Kaiser ihr Geheimniß zu offenbaren, weil sie von Lipulo, der zuweilen nach Paris kam, wußte, daß allda alles annoch im alten Stande sey, und Fiametta noch immer auf ihrem Platz festsitze. Dieser Entschluß war auch, wie sie die Folge lehrte, der klügste, den sie in ihrer damahligen Lage fassen konnte. Durch einen blinden Zufall hat schon Mancher sein Glück gemacht, welcher wegen Mangel an Geschicklichkeit und Verdiensten ewig darauf hätte Verzicht thun müssen. Durch einen Zufall hat schon manches Mädchen, welches zum ehelosen Stande verurtheilet zu seyn glaubte, einen braven Mann bekommen und ein junges frisches Weibchen ihren alten milzsüchtigen Gatten verloren. Durch einen Zufall endlich ist schon mancher geplagter Ehemann ein fröhlicher Wittwer geworden; und auch einem beson-

deren

deren Zufall hatte Bertha dieses Mahl, wie wir gleich sehen werden, den glücklichen Ausgang ihres Romans zu danken.

Der Kaiser war von dem guten Willen dieser ehrlichen Leute gerührt, und versicherte sie, daß er nicht als Kaiser, sondern als Privatmann zu ihnen kommen. „Als solchen," fuhr er fort, „und nicht als deinen Herrn und Kaiser, betrachte mich heute, damit ich doch einmahl in meinem Leben sagen kann, ich habe einen Menschen gefunden, der mich nicht, weil ich Kaiser, sondern weil ich ein Mensch bin, bey sich auf nahm, der ohne Falschheit, und ohne Verstellung frey mit mir spricht, was er denkt; denn an meinem Hofe werde ich nie das sagen können, dort umgiebt täglich meinen Thron ein unabsehbarer Schwarm von Höflingen. Jeder von ihnen beeifert sich in die Wette, den kleinsten meiner Winke zu befolgen; aber du irrest dich, guter Lipulo, wenn du glaubest, dieß geschehe aus Liebe und Neigung zu mir; nein, schändlicher Eigennutz und Habsucht sind die einzigen Triebfedern ihrer verstellten Willfährigkeit. Sie schmeicheln

und kriechen vor mir, um mich einzuschläfern, und dann desto sicherer betrügen zu können. Ein Fürst hat keine Freunde, selbst Jene hassen ihn oft, welche er mit den meisten Wohlthaten überhäufet, sie würden ihn und sein Reich an den ärgsten Feind verrathen, und verkaufen, wenn sie einen beträchtlichen Vortheil dabey finden könnten. Genug Beyspiele älterer und neuerer Zeiten bestätigen diese traurige Wahrheit. Sogar die Liebe des Volkes suchet man dem Fürsten zu entziehen; denn das Gute, was er wirket, eignen sich seine Minister zu, und alles Unheil, welches sie stiften, wird nur dem Fürsten zur Last gelegt. O! das Loos der Fürsten ist traurig. Ein Fürst soll, wie Gott, überall gegenwärtig seyn, alles selbst sehen, und selbst hören können, wenn er sein Volk glücklich machen, und nicht betrogen werden will; weil er aber dieses nicht kann, so muß er die Regierung mit seinen Räthen und Ministern theilen; und glaubt er auch in der Wahl derselben noch so vorsichtig zu Werke zu gehen; so wird er dennoch betrogen, denn er kennt, und beurtheilt ihre Fähigkeit und

Recht=

Rechtschaffenheit nur nach ihrem Betragen an seinem Hofe und vor seinem Angesichte, hat aber keine Kenntniß von ihrem häuslichen Leben, ihrem wahren Karakter, und ihren Leidenschaften, welche sie am Hofe, wo nichts als Verstellung herrschet, sorgfältig unterdrücken. Zudem wie soll ein Monarch zu der ihm höchstnöthigen Menschenkenntniß gelangen, da seine Erziehung ganz zweckwidrig ist. Kaum kömmt der Kronprinz aus den Händen der Weiber, so wird er entweder einem bigotten Mönche, oder einem Pedanten übergeben; der eine erzieht in ihm einen Betbruder und frommen Schwärmer, der andere pfropfet ihm gelehrte Dinge in den Kopf, die dem Prinzen nichts nützen. Kein Erzieher lehret den Prinzen die schwere Kunst zu regieren, und Menschen glücklich zu machen, weil keiner solche selbst verstehet. Von der ersten Kindheit an ist er mit lauter Schmeichlern umgeben, die vor ihm kriechen, jedes Wort als einen Orakelspruch ausposaunen, wenn er auch das dümmste Zeug spräche. Niemand läßt ihn im großen Buche der Natur

studi=

studiren, Niemand lehret ihn den Menschen, und das menschliche Elend kennen, man suchet vielmehr letzteres von ihm zu entfernen, damit man seine zarte Seele nicht betrübe. Bey jeder Gelegenheit erinnert man ihn an seine hohe Geburt, und künftige grosse Bestimmung, Beherrscher ganzer Völker zu werden; aber nicht deswegen, um ihn seine Pflichten kennen zu lehren, sondern in ihm die Idee zu erregen, daß das Volk wegen des Königs und nicht der König wegen des Volkes geschaffen sey. Mit dieser Erziehung und solchen Gesinnungen gelanget der Kronprinz nach dem Tode seines Vaters zur Regierung. Ohne Kenntniß des Reiches überläßt er sich ganz der Leitung seiner Minister, folgt blind ihren Rathschlägen, wird entweder ein Wollüstling, und verschwendet die Schätze des Reiches an seine Maitressen, oder wird ein Tyrann und die Geisel seines Volkes. Dieses murret, seufzet, und erwartet Erleichterung von dem künftigen Beherrscher; allein es wird in seiner Erwartung getäuschet. Die Tyranney wird von einem Regenten

auf

auf den anderen fortgepflanzet, und das Elend des Volkes vermehret sich immer, statt sich zu vermindern. Auch unter meiner Regierung ist das Volk nicht glücklich, ich weis es; aber ich kann dem Uebel nicht mehr abhelfen; ich habe die Schlange, die mich vergiftet hat, zu spät kennen gelernet — Ich bin ein schwacher ohnmächtiger Greis, der zwar einen guten Willen, aber keine Schnellkraft mehr hat, und seinen Ministern die Gewalt, welche sie mißbrauchen, nicht mehr ohne eigene Gefahr entreißen kann; aber ich fürchte, es wird einstens eine Zeit kommen, wo das Volk seine Fesseln zerbrechen, die Grundfesten des Reiches erschüttern, und die Könige auf ihren Thronen zittern machen wird — Und dennoch werden Könige beneidet! — Der Geringste seiner Unterthanen ist glücklicher als er, wenn er seine Pflichten genau erfüllen will; aber leider! wenige Beherrscher kennen ihre Pflichten, und noch wenigere wollen sie ausüben, theils aus Bequemlichkeit, weil sie zu weich erzogen, zu träge zum Denken sind, und alle Anstrengung des Geistes scheuen,

theils

theils aus Hang zum Vergnügen, an welchem sie sich keinen Abbruch thun wollen. — — Nach allem dem, was du nun von mir gehört hast, wirst du dich nicht mehr wundern, daß ich mich in deiner Hütte glücklicher schätze, als in meinem Pallaste, daß ich gern meine Würde ablege, um einige Augenblicke das sorgenlose Leben eines glücklichen Privatmannes zu genießen. — Der Kaiser würde noch lange in diesem Ton fortgefahren haben, wenn nicht die Müdigkeit von der Jagd, die außerordentliche Hitze, und ein brennender Durst seine Zunge gelähmet hätten. Lipulo staunte, hörte zu, und begriff von allem, was der Kaiser sprach — wenig, oder gar nichts. Dieser konnte es leicht vermuthen, aber im Grunde war es ihm sehr gleichgültig; sein Herz war einmahl voll, er wollte es ausschütten, und bekümmerte sich wenig, in Wessen Gegenwart dieses geschähe. Er würde vielleicht das nämliche Gespräch geführet haben, wenn er auch ganz allein gewesen wäre. Der Mensch fühlt sich immer erleichtert, wenn er seine Freuden und Leiden Jemandem mittheilen kann.

Lipulo stand noch immer in Gedanken über das, was er gehört hatte, da, als ihn das Verlangen des Kaisers nach einem Glas Wasser aus seiner Betäubung weckte. Er war eben im Begriff, solches zu holen, als ihm einfiel, daß diesen Dienst seine Pflegetochter schicklicher, als er, verrichten und daß dem Kaiser ein Trunk, von einem schönen Mädchen gereicht, weit besser, als aus den Händen eines rauhen Waldbewohners schmecken werde. Guter Lipulo! hättest du die Folgen vorher gesehen, du würdest dich wohl gehütet haben, deiner Pflegetochter dieses Geschäft aufzutragen! Kleine Ursachen haben schon oft große Wirkungen hervorgebracht. So gieng es auch hier; ein Glas Wasser machte Bertha glücklich, dem Lipulo ihre Tugend verdächtig, und stürzte ihre Nebenbuhlerin. Bertha bediente den Kaiser mit allem, ihrer Geburt und Erziehung angemessenen, Anstand, und mit der ihr eigenen Annehmlichkeit. Der alte Herr, welcher unter den groben Kleidern nur eine gemeine Dirne mit einem Alltagsgesicht vermuthete, war sehr betroffen, als er eine seltene

Schönheit vor sich stehen sah, welche er in dieser elenden Hütte nicht vermuthet hätte. Nach verschiedenen unbedeutenden Fragen, welche sie mit vielem Verstand beantwortete, fühlte er — — was er schon lange nicht mehr empfunden hatte — Liebe und Verlangen nach Genuß, — aber sachte, dachte er, hier wird es ein Stück Arbeit geben; sie ist eine frische Blume, und wird vermuthlich ihr Kränzchen noch nicht verloren haben. — Wirst du in deinem Alter diesem Werke wohl noch gewachsen seyn? Er maß einige Augenblicke seine Kräfte, und glaubte annoch mit Ehren bestehen zu können. Da er kein Liebhaber von vielen Umständen war, gieng er gleich zur Hauptsache über, und machte der Bertha den Vorschlag, ob sie nicht diese Nacht bey ihm schlafen wolle? Bertha erröthete sanft, und erwiederte mit einer tiefen Neigung, sie sey als eine gehorsame Unterthanin ihrem Könige in allem zu Diensten, und würde sich noch sehr glücklich schätzen, daß sich der Kaiser zu ihr herablassen wolle; allein sie hange von ihren Eltern ab; ohne deren

Ein-

Einwilligung sie nichts versprechen könne, und diese zu erhalten, meinte sie, dürfte wohl ein wenig schwer seyn, weil ihre Eltern viel auf Zucht und Ehrbarkeit hielten. Wenn es nichts als das ist, antwortete der Kaiser, so bist du heute Nacht gewiß mein; denn Lipulo wird mir meine Bitte nicht versagen; nicht wahr, Lipulo? Lipulo bedachte sich nicht lange, und gab seine Einwilligung; denn er hätte sein Hab und Gut gewettet, daß Bertha nie das Verlangen des Kaisers erfüllen würde, und — — hätte auch seine Wette richtig verloren. Er staunte daher nicht wenig, als Bertha dem Kaiser gelobte, sich ihm in dieser Nacht gänzlich zu überlassen, und dieses Versprechen mit einem feurigen Kuß versiegelte. Lipulo schüttelte den Kopf, und konnte seinen Unwillen, sich in seiner Hoffnung betrogen zu sehen, kaum verbergen. Bertha kam von diesem Augenblicke an nicht mehr von der Seite des Kaisers. Dieser befahl dem Lipulo, für ihn und Bertha ein Bette von zartem Laube in seinem Rüstwagen, welcher auf einer an dem Fluß Magno liegenden Wiese stand, machen zu

lassen.

lassen. Der Kaiser nahm mit Bertha ein kleines Nachtmahl ein, an welchem auch Lipulo und seine Marie Theil nehmen mußten, und gestund, daß dieses der vergnügteste Abend sey, den er je in seinem Leben gehabt. Marie war trunken vor Freuden über die Gnade, mit dem Kaiser speisen zu dürfen. Lipulo war gelassener; denn der Gedanke, daß Bertha das Bette mit dem Kaiser theilen sollte, wollte ihm durchaus nicht in den Kopf, und störte ihn in seinem Vergnügen. Das Nachtmahl war kurz, der Kaiser sehnte sich nach Ruhe, oder vielmehr nach dem Genuß seiner reizenden Bertha; seine Begierden wurden rege, und wollten sich nicht mehr zur Gedult verweisen lassen. Er nahm daher seine Schöne beym Arm, und trollte mit ihr der Wiese und seinem Nachtlager zu. Lipulo und Marie begleiteten sie bis zum Wagen, und nahmen alsdann von ihnen Abschied. Im Nachhausegehen war Lipulo stumm. Marie, welche vor Freuden außer sich war, konnte nicht Worte genug finden, um das Vergnügen dieses Abends, die Freundlichkeit und Herablassung des Kaisers zu bewundern.

Lipulo

Lipulo antwortete nicht. Diese seine Gleichgültigkeit befremdete Marien; sie fragte ihn also um die Ursache seines Stillschweigens. Nun war ihm die Zunge gelöset, er schüttete seinen Unwillen aus, und sprach: Wer hätte das je von der Lise geglaubt! Wir hätten unser Leben für ihre Keuschheit verbürgt und glaubten einen Engel zu besitzen; nun ist sie weiter nichts, als eine gemeine Hure! — Die Heuchlerin, wie sie sich so unschuldig stellen konnte! — Jetzt aber williget sie gleich auf das erste Verlangen des Kaisers ein, ohne zu wissen, ob es ihm auch Ernst war, und ob er sie nicht auf die Probe stellen wolle! — — Es ist doch nichts mit den hergelaufenen Dirnen, die nirgends zu Hause sind; sie taugen Alle nichts, und thun nur so lange gut, als es ihnen an Gelegenheit Böses zu thun fehlt — Wäre sie meine Tochter, ich bräche ihr den Hals; aber auch meine Pflegetochter soll sie nicht mehr seyn — ich mag keine Hure zu meinem Kinde haben — Morgen soll sie mir aus dem Hause. Es ist mir leid genug, daß ich nicht verhindern kann, was heut geschicht; aber wenigstens

soll es das letzte Mahl seyn — Hätte ich dieses vorher gesehen, ich hätte sie gewiß nicht los gebunden; denn es wäre besser gewesen, sie hätte ihr Leben, als ihre Unschuld, verloren. — Während diesem Gespräche kamen sie wieder zu Hause an, und fanden große Gesellschaft. Das ganze Jagdgefolge des Kaisers hatte sich inzwischen auf seinen Befehl in und vor dem Hause des Försters versammelt. Die Damen und Vornehmsten des Adels besetzten die Zimmer, die Uebrigen lagerten sich außer dem Hause auf der Erde. Sie hatten Erfrischungen und Wein mitgebracht; es wurde also die ganze Nacht hindurch wacker gezechet, gespielet, gesungen, und gelärmet, und an keinen Schlaf war gar nicht zu gedenken. Indessen war der Kaiser ruhig und ungestört in dem Besitze des schönsten Mädchens, und vergnügter in ihren Armen auf einem Lager von Laube, als in seinem prächtigen Pallaste in dem mit Gold gestickten Himmelbette. Der Liebe ist es gleich viel, ob ihr das Opfer im Bette auf weichen Pflaumen, oder unterm freyen Himmel auf der harten Erde gebracht

werde.

werde. Das Sonderbare des Nachtlagers, die kühle, erquickende Sommernacht, das angenehme Rauschen des Wassers, Bertha's außerordentliche Schönheit, ihre Reitze, welche der Mond beleuchtete und die Wollust verdoppelte, hatten bey dem Kaiser eine außerordentliche Wirkung. Der Greis ward ein Jüngling, und bewies seine Mannskraft in voller Stärke. Bertha soll über die Heftigkeit seiner Begierden erstaunt gewesen seyn, und in der Folge gestanden haben, daß er alle ihre Erwartung übertroffen habe; wenigstens waren die Folgen hievon nicht zweydeutig, denn Bertha ward in dieser Nacht von ihm schwanger.

Ermattet von dem nächtlichen Liebeskampf, schliefen Beide bis an den hellen Tag. Bertha erwachte zuerst, dachte an das sonderbare Abentheuer, welches sie in dieser Nacht mit dem Kaiser bestanden hatte, und konnte es nicht leugnen, daß ein Mann dennoch eine gute Sache sey. Freylich fiel ihr jetzt ihr Liebhaber Oudon de Lys ein, und daß das Vergnügen der Liebe bey ihm annoch ungemein größer, als bey dem abgelebten Kaiser, seyn

 würde;

würde; allein hierauf mußte sie schon auf ewig Verzicht thun, denn der erste Versuch war ihr zu theuer zu stehen gekommen, als daß sie einen zweyten wagen wollte. Ein Seufzer, und eine Thräne war alles, was sie seinem Andenken schenken durfte. Jetzt war nur die Frage: wie sie dem Kaiser ihre Geschichte entdecken solle, und wie ihr Geständniß von ihm würde aufgenommen werden? Nach dem, was zwischen ihr und ihm in dieser Nacht vorgegangen war, konnte sie nicht länger schweigen; auch war keine Zeit zu verlieren. Von wenigen Augenblicken hieng ihr ganzes künftiges Glück oder Unglück ab. Es giebt gewisse entscheidende Augenblicke, von denen das künftige Wohl oder Wehe der Menschen abhängt; aber leider! wissen die Wenigsten diese Augenblicke zu benützen, und jeder Mensch, wenn er aufrichtig seyn will, muß gestehen, daß er einmahl in seinem Leben einen Augenblick gehabt habe, in welchem ihn das Glück anlächelte; aber daß er leider! ihn unbenützt verstreichen ließ. Bertha faßte endlich Muth, und weckte den Kaiser sanft mit einem Kusse, um sein

Herz durch die Schmeicheleyen der Liebe für sie einzunehmen, und ihn auf ihr Geständniß vorzubereiten. Das Erwachen des Kaisers war fröhlich, und ganz ihren Wünschen gemäß. Die süße Erinnerung an das genossene Vergnügen der verflossenen Nacht, die Gegenwart derjenigen, in deren Umarmung er so viele Wonne genoß, erregte in ihm die angenehmsten Empfindungen. Zu diesen gesellte sich das Gefühl der Liebe und Dankbarkeit gegen die Urheberin seiner Freuden, welches er ihr in den zärtlichsten Ausdrücken zu erkennen gab, und ihr aufrichtig gestand, daß er wünschte, sich nie von ihr trennen zu dürfen. Bertha schmiegte sich näher an ihn, küßte eine seiner Hände und sprach mit dem Lächeln einer Grazie: „Ich hoffe, wir werden uns nie wieder trennen; ich habe ein Recht auf Ihr Herz und Ihre Hand, mein Kaiser, welches selbst vor Gott geheiliget ist, und welches mir kein Mensch entreißen kann, das Recht der Gattin“ — Gattin! rief der Kaiser, und lachte hell auf. Du träumest noch, schönes Kind, wache auf, und sieh, an Wessen Seite du dich befindest?

Ich liebe dich, bestes Mädchen! ich wünsche sogar, dich ewig zu besitzen; aber du wirst wohl begreifen, daß du nie meine Gattin werden kannst! — „Und dennoch bin ich es," erwiederte Bertha. „Nicht alles, gnädigster Herr! was uns unwahrscheinlich dünkt, ist deswegen, weil wir es nicht begreifen können, unmöglich — So gewiß als uns Gott hier sieht, ist jene, die hier in den schlechten Kleidern einer Dienstmagd Ihre Knie mit Thränen benetzet, mit Ihnen durch die heiligsten Bande verbunden, ist Bertha, die Tochter des Grafen von Melgaria. Durch die schwärzeste Verrätherey einer treulosen Freundin wurd' ich auf die grausamste Art von Euer Majestät getrennet. Hören Sie meine traurige Geschichte, und urtheilen Sie alsdann, ob ich die Wahrheit rede, und ob ich Ihrer noch würdig bin?" Sie entdeckte dem Kaiser das ganze Geheimniß von jenem unglücklichen Abend an, an welchem sie ihre Kleidung mit der verrätherischen Fiametta vertauschte, bis auf jenen Augenblick, wo sie Lipulo gerettet, und in sein Haus aufgenommen hatte; die wahre Ursache ihres Un-

glückes

glückes aber, nämlich ihre Liebe zum Admiral von Frankreiche, verschwieg sie sorgfältig, weil sie wohl wußte, daß dieses Geständniß von dem Kaiser nicht gut würde aufgenommen werden. Die Weiber sind schon so klug, daß sie den Männern nur jenes offenbaren, was ihnen vortheilhaft ist, alles aber verschweigen, was ihnen schaden könnte. Das aufrichtigste Geständniß eines Weibes ist gewiß jederzeit nur zur Hälfte wahr. Dem Kaiser war noch immer die ganze Geschichte der Bertha ein unbegreifliches Räthsel, bis sie endlich alle seine Zweifel gehoben, und ihm ihren langen Fuß als den untrüglichsten Beweis zeigte. Er schloß sie alsdann in seine Arme, erkannte sie als seine Gattin, und schwur ihr ewige Treue, erwähnte aber kein Wort, daß ihre Eltern so nahe seyen, weil er sie auf eine angenehme Weise überraschen wollte, sondern bat sie nur, hier seine Rückkunft abzuwarten, und kehrte allein in das Haus des Försters Lipulo zurück, in welchem schon der Graf von Melgaria mit seiner Gräfin und dem ganzen Gefolge auf ihn wartete. Der

Kaiser

Kaiser schickte sogleich in Geheim einen Eilbothen nach Paris mit dem Befehl, einen ganzen Anzug der Kaiserin sammt dem prächtigen Schmuck in der möglichsten Geschwindigkeit zu holen; den Grafen und die Gräfin bat er aber, ihn auf die Wiese zu begleiten, und sein gestriges Nachtlager zu besichtigen. Wäre ich ein Mahler, und hätte Raphaels Pinsel, oder hätten mich die Musen mit Wielands Dichtergenie begabt, o würde ich im Stande seyn, die Ueberraschung und das Entzükken Bertha's und ihrer Eltern bey ihrem unverhofften Wiedersehen nach der Natur zu schildern. Allein, ich bin zum Unglück weder ein Mahler, noch ein Dichter, sondern nur ein ganz gewöhnlicher Mensch. — Meine Leser müssen also so gütig seyn, und sich selbst in Gedanken in die Lage Berthas und ihrer Eltern versetzen, wenn sie sich einen Begriff von ihren Empfindungen machen wollen. Ich schreite indessen zum Ende dieser Geschichte, welche ohne dieß schon vielleicht manchem meiner Leser oder Leserinnen lange Weile verursachet hat. Bertha wurde von dem Kaiser

sei-

seinem Hofe als die wahre Kaiserin vorgestellet. Er ließ sich zum zweyten Mahle mit ihr öffentlich trauen. Fiametta empfieng die verdiente Strafe, und wurde öffentlich enthauptet. Der ehrliche Lipulo erhielt vom Kaiser die Grafschaft Ardenia zum Geschenke. Bertha gebahr dem Kaiser einen Sohn, Karl den Großen, welcher aber eigentlich Karro Magno hieß, und seinen Namen von Karro (in der spanischen Sprache ein Wagen) und dem Fluß Magno herleitete. Dieser große, und in der Geschichte so berühmte Kaiser, hatte seine Existenz einem Rüstwagen zu danken!

---

# Kriminalgeschichten.

Aberglaube, fromme Schwärmerey, Unwissenheit und falsche Begriffe der Religion, haben schon viele Menschen, besonders unter dem Bauernvolke unglücklich gemacht. Dieses beweisen folgende wahre Geschichten.

## I.

In Kärnten wurde an einer Waldstraße ein ermordeter Mensch gefunden. Ein Bauernkerl saß bey dem todten Körper, und das blutige Messer lag neben ihm auf der Erde. Der Kerl wurde in Verhaft genommen, und gestand gleich im ersten Verhör die Mordthat mit allen Umständen. Sein Prozeß war geschwind vollendet. Er wurde zum Tode verurtheilet, und sollte in dreyen Tagen hingerichtet werden.

Als

Als das Todesurtheil ihm vorgelesen wurde, blieb er ganz gelassen, veränderte nicht einmahl die Gesichtsfarbe, sondern hörte solches mit der Miene des Gerechten an, welcher sich unschuldig weiß, und den Tod als eine Belohnung für seine Leiden ansiehet. Sein Betragen war die übrige Zeit hindurch heiter und ruhig; er schien den Tod nicht zu fürchten, sondern ihn vielmehr zu wünschen.

Jedermann wunderte sich über die Gleichgültigkeit, über die Andacht, und fromme Zubereitung dieses Mörders zu der großen Reise, von welcher noch Keiner zurückgekommen ist. Man hat zwar Beyspiele, daß abgehärtete Bösewichte aus Wildheit dem Tode trotzten; aber man hat kein Beyspiel, daß ein Mörder, und zwar ein einfältiger Bauer, dem Tode mit der Seelenruhe und Standhaftigkeit eines Heiligen entgegen gegangen sey.

In der Nacht vor jenem Tage, welcher zur Hinrichtung dieses Unglücklichen bestimmt war, fanden die übrigen Gefangenen ein Mittel, sich

von ihren Ketten loszumachen, die Gefängnisse aufzubrechen und zu entfliehen. Sie luden den Verbrecher ein, mit ihnen zu kommen, befreyten ihn von seinen Banden, und sperrten sein Gefängniß auf; allein er ließ sich nicht überreden, sondern blieb ruhig sitzen.

Am frühen Morgen, als der Gefangenwärter kam, fand er alle Gefängnisse offen und leer. Sein erster Gedanke war, daß der Mörder ganz gewiß diese Gelegenheit benützet habe, und entflohen sey. Aber, wie groß war sein Erstaunen, als er ihn bey offener Thür ganz frey ohne Ketten herum gehen sah! Er konnte sich nicht enthalten, ihn zu fragen, warum er allein zurück geblieben sey, da doch Morgen schon der Tag seiner Hinrichtung wäre? „Das laß ich wohl bleiben, ant„wortete er: ich würde nicht in den Himmel „kommen, wenn ich entwiche. Ich bin froh, daß „ich hier, und zum Tode verurtheilt bin. Ich „kann den Tag meiner Hinrichtung kaum erwar„ten."

Der

Der Gefangenwärter meldete dem Richter die Entweichung der Gefangenen, und die Worte des im Gefängniß freywillig zurückgebliebenen Verbrechers. Dem Richter fiel das sonderbare Betragen des Letzteren besonders auf. Er konnte nicht begreifen, daß ein Mensch, welcher den gewissen Tod vor Augen sieht, ein so leichtes Rettungsmittel verschmähen sollte.

Zum Glück war der Richter ein Mann, welcher nebst genauer Menschenkenntniß, auch Menschlichkeit, ein gutes Herz und Einsicht besaß. Er richtete nicht, wie so Viele, blos nach dem Buchstaben des Gesetzes, sondern er erwog auch alle Umstände, welche eine Ausnahme machen konnten. Er suchte in dem Herzen des Verbrechers zu lesen, ob er wirklich den hohen Grad der Bosheit besäße, welcher den Tod verdienet, und hielt sich an den menschenfreundlichen Satz: Es ist besser zehn Schuldige loszusprechen, als nur einen einzigen Unschuldigen zum Tode zu verurtheilen. Wie Viele sind nicht schon nach dem Gesetze mit dem Tode bestraft worden, welche im

moralischen Verstande, keine Verbrecher, sondern nur Unglückliche waren, die ein unseliger Augenblick, eine heftige Leidenschaft oder Umstände, denen sie fast nicht ausweichen konnten, zu einer That verleitet haben, welche sie in dem nämlichen Augenblicke, als sie solche begiengen, schon wieder bereueten. Wer von uns Allen ist, so lange er lebet, sicher, daß er nicht noch unter dem Beil des Scharfrichters bluten muß! Fürsten und Könige haben diese traurige Wahrheit an ihnen selbst erfahren, und sind deswegen dennoch keine Verbrecher gewesen.

O ihr Richter! ich lege euch diese Wahrheiten ans Herz. Bedenket, daß es schrecklich sey, Menschenblut unschuldig zu vergießen. Ihr aber, o Fürsten! könnt nie vorsichtig genug in der Wahl eurer Richter, nie zu gelinde in euren peinlichen Gesetzen seyn, damit die Vollzieher derselben nicht ungestraft morden können.

Die Hinrichtung des Missethäters wurde aufgeschoben. Der Richter gieng selbst zu ihm ins Gefängniß, befragte ihn um alle, auch die kleinsten

sten Umstände, warum er nicht mit den übrigen Gefangenen entflohen sey? Er erhielt vom Verbrecher die nämliche Antwort, wie der Gefangenwärter. Der Gefangene wünschte nichts sehnlicher, als den Tod, um bald, und gewiß die Seligkeit zu erlangen. Den Richter befremdete dieses sonderbare Betragen immer mehr; er konnte solches mit dem von ihm selbst eingestandenen Verbrechen nicht zusammen reimen, und wußte nicht, was er von ihm halten sollte.

Inzwischen wurden am nämlichen Tage wieder einige Räuber ins Gefängniß gebracht. Der Gefangenwärter erzählte ihnen umständlich, daß auch ein Mörder gefangen sitze, welcher einen Menschen an der Straße grausam ermordet hätte, und bereits zum Tode verurtheilet sey. Als er seine Erzählung vollendet hatte, stand einer von den Räubern, in welchem das Gewissen erwachte, auf, und rief: „Nun ist mein Sündenmaaß voll! Ich will nicht, daß der arme Teufel für mich sterben soll, er ist unschuldig, ich habe diesen Mord begangen. Zum Beweise dessen muß in

dem

dem Messer, welches man bey dem todten Körper gefunden hat, mein Name mit dem Buchstaben N. und S. gestochen seyn."

Dieses verhielt sich richtig, so wie der Räuber angegeben hatte. Der wahre Mörder wurde also mit dem Tode bestraft, und der vorgegebene für unschuldig erkläret. Allein Letzterer, statt sich hierüber zu erfreuen, war äußerst betrübt, und untröstlich, daß er nicht durch die Hand des Henkers sterben könne. Lange konnte man die wahre Ursache seiner außerordentlichen Betrübniß von ihm nicht heraus bringen; er weinte nur immer, und ließ alle Fragen unbeantwortet. Auf vieles Zudringen bekannte er endlich dem Richter, daß er einem Fr. Mönch gebeichtet, welcher ihm gesagt habe, er könne nicht geschwinder selig werden, als wenn er durch die Hand des Henkers sterbe, weil diese Verbrecher schnur gerade in den Himmel führen, und Zeit genug hätten, ihre Sünden zu bereuen. Von diesem Augenblicke an, hab' er immer getrachtet, eines so glücklichen Todes zu sterben; jedoch hab' er sich nicht entschlies-

sen

sen können, zu stehlen, oder einem Menschen das Leben zu rauben. Endlich habe Gott sein Gebet erhört, und ihn zu dem ermordeten Menschen geführt. Er habe diese Gelegenheit, seinen Entzweck zu erreichen, ohne selbst ein Verbrecher zu werden, mit Freuden ergriffen, und sey bey dem todten Körper so lange sitzen geblieben, bis man ihn angetroffen und gefangen genommen habe; nun aber werde er gewiß verdammt werden, weil ihm Gott diese Gnade nicht habe wiederfahren lassen. Als man ihn fragte, was er gethan haben würde, wenn ihn nicht der Zufall zu einem ermordeten Menschen geführet hätte, antwortete er: daß er, um seinen Entzweck zu erlangen, am Ende freylich noch ein Verbrechen hätte begehen müssen. Gott! solche falsche Begriffe breiten deine Priester unter das Volk aus, und so wird deine heilige Religion mißdeutet!

Man hatte viele Mühe, ihm seinen Irrthum zu benehmen. So schwer ist es, stark eingewurzelte Vorurtheile auszurotten! Endlich fiel er

dem Richter zu Füßen, und bat ihn um die einzige Gnade, er möcht' ihn, so lange er lebe, im Gefängnisse lassen; denn er könne sich unmöglich entschließen, solches zu verlassen. Der Richter empfahl ihn dem Abt des Benediktinerklosters zu = = = Dieser nahm ihn als Hausknecht auf, und er führte bis an sein Ende ein frommes untadelhaftes Leben.

Wäre an der Stelle dieses ehrwürdigen Mannes, ein unbescheidener, unwissender Richter gewesen, dieser Unglückliche wäre ein Opfer seiner frommen Einfalt und der Dummheit eines unwissenden Priesters geworden.

Wie viele Greuelthaten geschehen wohl, die gar nicht bekannt werden, und wovon meistentheils der falsche Unterricht in der Religion die Ursache ist? Was für Unheil verursachet nicht der Aberglaube unter dem gemeinen Volke? und wer hat diesen genähret, oder wenigstens nicht auszurotten gesuchet? Wer? Die Priester.

---

# Inhalt.

Zwei Ehestandsgeschichten. Seite 1

Eine besondere Art, Leibeserben zu bekommen. 88

Doppelte Rache für verschmähte Liebe. 113

Die Gerechtigkeit in Venedig läßt kein Verbrechen ungestraft. 142

Das Gegenstück nichts weniger als tragisch. 157

Die erste Beichte. 163

Eine Ballanekdote 164

Der wahrsagende Brunnen. 166

Die beiden Zeissige. 199

Der Kapuzinerlaienbruder. 205

Meine

Meine letzte Reise auf der Donau von
Ulm bis Wien. Seite 207

Traum eines Unglücklichen in der letzten Nacht des Jahres. 238

Die Geburt Kaiser Karls des Großen. 241

Zwo Kriminalgeschichten. 310

Den Bock und das Mädchen verscharrte er zusammen in eine Grube, und gieng wieder an seine Arbeit.

Der Mensch ist das grausamste von allen Thieren; letztere würgen nur Vieh und Menschen, wenn sie ein dringendes Naturbedürfniß, der Hunger, dazu zwinget, oder, wenn sie zur Gegenwehr aufgefordert werden, sonst leben sie friedlich mit andern Thieren, und weichen den Menschen aus. Der Mensch hingegen mordet seinen Mitmenschen ohne Ursache, und ohne von ihm beleidiget worden zu seyn, lediglich aus Bosheit. Hat er einmahl ungestraft Blut vergossen; so kann er Ströme rinnen sehen, und — gefühllos dabey bleiben. Die Wahrheit dieses Satzes beweise dieser grausame Mörder. Weit entfernt, daß ihn die erste an einem unschuldigen Kinde verübte grausame Mordthat von seinem unmenschlichen Vorhaben abgeschrecket hätte, stärkte ihn vielmehr diese so gut gelungene That hierin noch mehr; er sann nur auf Mittel, wie er bald die vorgeschriebene Zahl der sieben Menschen, und seine eingebildete

Glück-

Glückseligkeit beschleunigen könnte. Die Gelegenheit hierzu fand er leider bald.

Eine reiche Bauerntochter heurathete in ein anderes Dorf und gieng zu ihrem Bräutigam, um mit ihm beym dortigen Pfarrer die Verlobung zu halten. Von dem Pfarrhof gieng sie mit ihrem Bräutigam und seinen Aeltern, wie es bey diesen Leuten Sitte ist, ins Wirthshaus, und thaten sich etwas zu gute, also zwar, daß die Braut erst um Mitternacht nach ihrem Dorfe zurück kehrte, und zwar ganz allein, weil man in dieser ruhigen Gegend nie etwas von Dieben oder Räubern hörte. Sie mußte, um in ihr Dorf zu kommen, durch einen kleinen Wald gehen, und in diesem erwartete sie der Bösewicht, um den zweyten barbarischen Mord an ihr zu begehen. Kaum hatte also die unglückliche Braut den Wald betreten mit den frohesten Empfindungen über ihr künftiges Glück, als sie von dem Unmenschen erwürgt, und ihr Herz von ihm verzehret wurde. Ich reiste im nämlichen Jahr, als diese Mordthat geschehen war, durch das Dorf, in welchem die Er-

mordete

## II.

Unter den vielen Lastern, wozu der Aberglaube die Menschen verleitet, ist folgende Mordgeschichte gewiß die schrecklichste, welche jemals begangen worden ist.

In Steyermark, im Landgericht Wieden, hörte ein Bauernknecht, daß man sich unsichtbar machen könne, wenn man sieben Herzen äße, und zwar müsse das erste von einem schwarzen Bock, und das zweite von einer reinen Jungfrau, die übrigen aber könnten von andern Menschen seyn.

Die Begierde, sich unsichtbar machen zu können, und dadurch große Schätze zu sammeln, oder andern Unfug ungestraft treiben zu können, verleitete ihn zu dem teuflischen Entschluß, dieses Mittel zu versuchen.

Er wußte, daß ein junges Mädchen aus seinem Dorfe in dem nächsten Walde Ziegen hütete, worunter sich auch ein schwarzer Bock befände.

Bey der ersten Gelegenheit, als er für den Bauer, bey welchem er diente, Holz fällen mußte, suchte er das Mädchen mit den Ziegen auf, fand den schwarzen Bock, und schlug ihn todt. Das arme Mädchen weinte bitterlich um ihren Bock, und stellte ihm das Unglück vor, welches er ihr dadurch bereitet hatte, indem sie ohne den Bock nicht wieder nach Hause kommen dürfte. „Du wirst auch nicht mehr nach Hause kommen,“ antwortete er ihr, riß dem Bock das Herz aus dem Leibe, und verschlang es vor ihren Augen.

Als dieses geschehen war, ergriff der Unmensch das unschuldige Mädchen, welches erst vierzehn Jahre alt war, warf es zu Boden, riß ihr die Kleidung vom Leibe, und ermordete sie auf eine jämmerliche Weise. Er öffnete ihr nämlich die Seite, nahm ihr lebendig das Herz heraus, und — die Menschheit schaudert von der bloßen Erzählung — fraß dieses Herz, indem es noch zuckte.

Den

heraus, in welchem ein eiserner Nagel steckte. Dies fiel dem Todtengräber auf, und er dachte nach, wen er wohl einstens in dieses Grab geleget habe; da fiel ihm der Schmid ein. Er ließ Spaten und alles liegen, nahm den Todtenkopf unter sein Kleid und lief damit, ohne Jemandem ein Wort zu sagen, zum Pfarrer. Diesem eröfnete er seine Muthmaßungen hierüber. Der Pfarrer betrachtete den Todtenkopf, stellte ihn auf einen Tisch und deckte solchen mit einem Tuche zu, dem Meßmer gebot er Stillschweigen, und ließ die Schmidinn rufen, welche er folgender Gestalt anredete: Wie lange mag es wohl seyn, daß euer erster Mann, Gott hab ihn selig, gestorben ist?

Schmidinn. Es muß wohl schon lange seyn; denn ich war damahls noch jung, hause aber jetzt schon viele Jahre mit meinem zweyten Mann, und bin seitdem ja uralt geworden.

Pfarrer. Sagt mir einmahl, was war denn eigentlich die Ursache, daß euer Mann so plötzlich gestorben ist? denn vermöge seiner Krankheit hätte er doch noch einige Zeit leben können.

Die

Die Schmidinn veränderte die Gesichtsfarbe bey dieser Frage, und gerieth in sichtbare Verlegenheit. Mein Gott! das wissen ja Euer Hochwürden selbst, antwortete sie stockend, wie es bey alten Leuten zu gehen pfleget — — sie sterben, wenn man es sich am wenigsten versieht — Mein seliger Mann ist auf einmahl ausgelöschet, wie ein Licht.

Pfarrer. Nur noch eine Frage: Ihr habt doch immer gut und einig mit einander gelebet?

Schmidinn. Das weiß der liebe Gott, daß wir uns nie gezankt haben. In seinen letzten Tagen war er freylich sehr wunderlich; aber ich hab' es ohne Murren ertragen, und würde gern noch alles leiden, wenn er nur noch lebte.

Heuchlerinn! rief der Pfarrer, riß das Tuch von dem Todtenkopf weg, und hielt ihn ihr vor das Angesicht: Kennst du diesen Todtenkopf, siehe, wie er dich Lügen strafet, Rache zum Himmel

über

mordete gebohren war. Man erzählte mir diese traurige Geschichte, welche sich unlängst vorher ereignet hatte; aber kein Mensch wußte, wo das Mädchen hingekommen, viel weniger, daß sie auf eine so grausame Weise ermordet worden sey.

In dem nämlichen Wirthshause fiel mir ein Kupferstich besonders auf. Es stellte einen kranken Mann im Bette vor, welchem ein Kerl von hinten einen eisernen Nagel mit einem Hammer durch den Kopf schlug. Ich fragte den Wirth um die Bedeutung dieses Kupfers, und erhielt von ihm folgende Antwort:

Diese Geschichte hat sich ebenfalls vor vielen Jahren in unserem Dorfe ereignet. Der Mann, welchen Sie im Bette liegen sehen, war ein Schmid, und der Kerl, welcher die saubere Operazion mit ihm vornimmt, sein Schmidgesell. Der Mann war schon bey Jahren, und immer krank; das Weib noch jung, und fand keinen Gefallen an ihrem kranken Manne, sondern verliebte sich in den Schmidgesellen. Beide lebten in einem wilden Ehestande, und hofften, daß der baldige Tod des

Schmides

Schmides sie von allem Zwange befreyen würde. Es mag nun seyn, daß der Alte Unrath merkte, oder sonst, wie es bey Kranken zu geschehen pfleget, wunderlich, und mürrisch geworden war; kurz er lebte ihnen zu lange, und sie nahmen sich vor, seine Leiden abzukürzen.

An einem Sonntage, als die zwey Verliebten Gelegenheit hatten, mit dem Kranken allein zu seyn, schlug ihm der Schmidgeselle, wie das Kupfer zeiget, einen eisernen Nagel durch den Kopf. Die natürliche Folge davon war, daß der ohne dieß schwache Mann sogleich verschied. Da Jedermann wußte, daß bey dem Schmid kein Aufkommen mehr zu hoffen war, so verwunderte sich auch Niemand über seinen Tod; auch fiel es Niemandem ein, den Verstorbenen genauer zu untersuchen. Eben so natürlich fand man es auch, daß die Wittwe in kurzer Zeit darauf den Schmidgesellen henrathete. Beide hausten viele Jahre mit einander.

Nach ungefähr funfzehn Jahren machte der Todtengräber ein Grab, und grub einen Schädel

heraus,

über dich schreyt, und nach so vielen Jahren dein gottloses Verbrechen offenbaret. Geh, ich schweige als Priester, suche den Himmel zu besänftigen, und büße mit deinem verruchten Mörder für dies abscheuliche Laster. Ob gleich der Pfarrer schwieg; so wurde dennoch die Sache in Kürze ruchbar, und die Schmidin sammt ihrem mörderischen Ehemann der Gerechtigkeit zur Bestrafung überliefert.

Vier Herzen hatte der Steyerische Kannibal bereits verzehret, und nur noch Drey fehlten ihm zur vollständigen Zahl der Sieben. Allein das Ungeheuer sollte nicht länger ungestraft morden. Das Blut der unschuldig Erschlagenen schrie um Rache, und ward erhöret.

An einem Sonntag Morgens sah der Knecht, welcher bey ihm im Bette lag, daß er frühe aufstand, einen Topf unter dem Bette hervorlangte, aus diesem ein Stück rohes Fleisch heraus nahm, und solches aß, sich aber hierüber so sehr entsetzte, daß er am ganzen Leibe zu zittern an-

fieng.

fieng. Dem Knecht kam dieses seltsam vor, er erzählte, was er gesehen, dem Bauer. Dieser fand den Topf noch unter dem Bette stehen, und trug ihn zur Obrigkeit. Der Verbrecher wurde in Verhaft genommen, verrieth sich durch seine Verwirrung, und gestand im ersten Verhör seine Greuelthaten.

---

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bagatellen romantischen Inhalts

Wien 1797

Coburg, Landesbibliothek -- D I 12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11939891-4